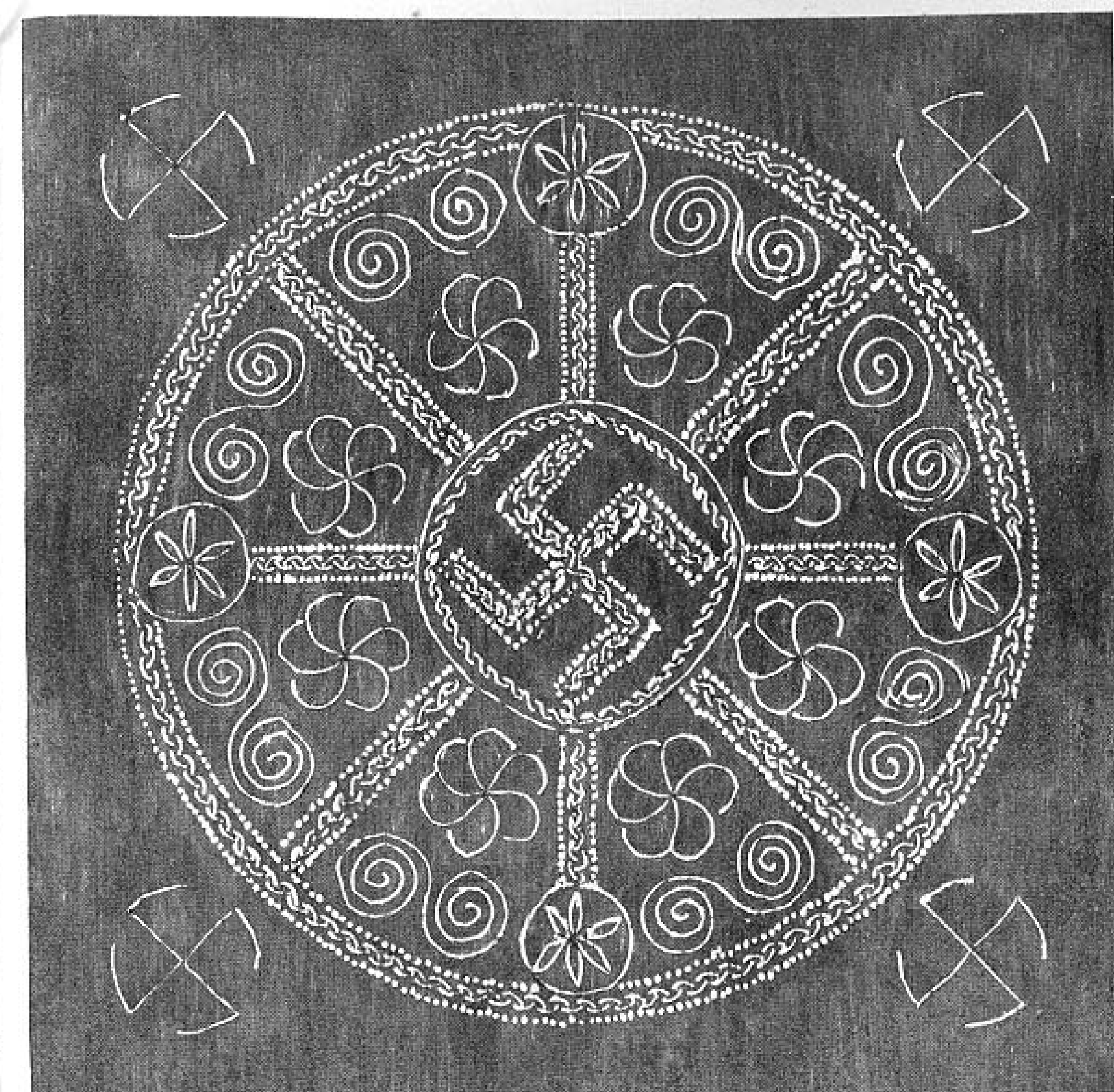
SS LEITHEFT

9. JAHRGANG · HEFT 7
JULI 1943

INHALT

Herausgeber: Der Reichsführer SS, SS-Hauptamt Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 31. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: SS-Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstr. 46, Girokasse 9, Girokonto: 1157.



Überall, wo in den arischen Völkern der Gedanke an das Reich aufleuchtete, fand er sichtbaren Ausdruck in dem gleichen Zeichen – dem Hakenkreuz. Mannigfach wurde es abgewandelt, je nach der Zeit, in der es erschien, und je nach dem Volkstum, das es aus sich heraus gebar. Der Sinn blieb immer und überall der gleiche: Vereinen, was zusammengehört! Nun beginnt seine Forderung in Europa Wirklichkeit zu werden. Die Völker finden zueinander. Sie gruppieren sich um die Mitte, Deutschland, und nehmen die Plätze ein, die ihnen zustehen. Aus einem Neben- und Gegeneinander wird ein Miteinander – ein Reich, ein Volk, ein Führer!



Rembrandt / Der Mann mit dem Goldhelm

Idee und Gestalt des Reiches

Das nationalstaatliche Denken muß überwunden werden

So klar der gegenwärtige Kampf zunächst der Sicherung unseres Vaterlandes gegen den Ansturm aus dem Osten gilt, so eindeutig heben sich doch jetzt schon die Konturen einer neuen Ordnung Europas ab, die nicht mehr den Grenzen des alten nationalstaatlichen Denkens folgen. Was heute Millionen in Europa unter die Waffen ruft, das ist nicht mehr der Kampf um Rohstoffe und Lebensraum allein, sondern der Wille zu einer revolutionären Neugestaltung dieses Kontinents, für die es sich lohnt, zu leben und zu sterben. Die Tatsache, daß Tausende von Norwegern, Niederländern, Flamen und Wallonen in den Reihen der Waffen-ᛋᛋ an der Ostfront kämpfen, ist nur ein Symbol für die erwachende Kraft der germanischen Völker, die über die Grenzen ihrer seitherigen staatlichen Ordnung hinweg den Weg in eine neue Zukunft suchen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß wir mit unseren Vorstellungen über das, was in Europa einmal kommt, wenn dieser schwere und erbitterte Kampf zu Ende sein wird, uns bereits jetzt jenseits der Grenzen des alten nationalstaatlichen Denkens bewegen. Kein denkender Mensch in Europa glaubt, daß am Ende dieses schweren Ringens, wie immer das Schicksal entscheiden wird, die Wiederkehr der alten staatlichen Ordnungen, wie sie im Versailler Vertrag geplant und festgelegt wurden, stehen könne. Ebenso wie die Opfer des ersten Weltkrieges dem deutschen Volk ein Anrecht auf eine Neuordnung im Innern des Reiches gegeben haben, so sind auch die Opfer dieses Krieges nur gerechtfertigt, wenn an seinem Ende eine Neuordnung in Europa steht, die der Weite und Tiefe der nationalsozialistischen Revolution entspricht, die sich in der Mitte dieses Kontinents vollzogen hat. Diese Neuordnung kann nur aus dem Gedanken der **Rasse** heraus erfolgen. Die Niederländer, die Flamen, die Wallonen, die Skandinavier, die heute neben uns kämpfen in den Reihen der Waffen-ᛋᛋ, verteidigen ja nicht nur ihre Heimat gegen den Ansturm Asiens, sie kämpfen auch nicht nur für die Erhaltung der europäischen Kultur, sondern sie sind die Pioniere einer **Neuordnung Europas auf der Grundlage des germanischen Gedankens.** Es vollzieht sich dabei im europäischen Großraum ein ähnlicher Vorgang, der vor rund 70 Jahren zur Gründung des Bismarck-Reiches geführt hat. Damals sind die deutschen Einzelstaaten auf der Grundlage des nationalstaatlichen Prinzips im Reich aufgegangen. Die nationalsozialistische Revolution hat das nationalstaatliche Denken gesprengt und an seine Stelle das Rassedenken gesetzt. Am Ende dieses Krieges muß daher eine Neuordnung Europas auf der Grundlage der germanischen Solidarität stehen. Das nationalstaatliche Denken hat seinen Höhepunkt im Bismarck-Reich gefunden. In dem Augenblick, in dem die unermeßliche Welle des Ansturms aus dem Osten an die europäischen Grenzen vorschlug, findet dieser Kontinent wieder zurück zu der großen historischen Ordnung, die er Jahrhunderte früher auf der Grundlage des Germanentums bereits aufgerichtet hatte. Wir sind an einem Punkt der Entwicklung angelangt, an welchem der Rassegedanke die historisch-politische Wirklichkeit zu gestalten beginnt.

Volk und Nation erscheinen nunmehr nur als besondere Ausprägungen dieses Gedankens. Die Revolutionierung des Denkens über den Staat, die sich zunächst innerhalb unseres Reiches vollzogen hat, hat bereits ihre Wellen jenseits der alten Reichsgrenzen geschlagen. Sie ist nicht mehr aufzuhalten und räumt mit den Irrtümern des alten liberalistischen Staatsbegriffs ebenso auf, wie sie unerbittlich die alten, durch die englische Gleichgewichtspolitik künstlich gebildeten kleineren Staaten über den Haufen rennt. Die Probe der Auseinandersetzung mit dem asiatischen Gegner hat das Staatensystem von Versailles nicht bestehen können. Und wir stehen heute, inmitten des Kampfes und inmitten der Not, vor einer staatlichen Neuordnung Europas, der Geburt des Reiches der Rasse. Das ist das Ziel unseres Kampfes. Zu seinen Trägern sind alle die berufen, die in ihrem Wesen durch das gleiche Blut bestimmt sind. Der Deutsche fühlt sich allerdings als der Kern dieses Reiches, das den ganzen Raum unserer Rasse umfassen soll. Auch er darf daher dieses Reich nicht als eine Ausweitung seiner Nationalstaatsidee betrachten. Die deutsche Nationalstaatsidee fand ihre letzte Erfüllung im Jahre 1938. Unsere Gegner wollen den Völkern Europas einreden, daß alles, was darüber hinaus erfolgt, nur Ausfluß eines deutschen Imperialismus sei. Auch in diesem Punkt haben sie die nationalsozialistische Revolution nicht begriffen. Sie kann nicht zum Imperialismus führen, sondern muß, ihren eigenen Prinzipien gemäß, den deutschen Nationalstaat in ein umfassendes germanisches Reich eingliedern. Alle Versuche, das künftige Verhältnis der germanischen Staaten zum Reich staatsrechtlich zu definieren, müssen scheitern, da die vorhandenen und dabei angewendeten Begriffe wie Völkerbund, bundesstaatliches System, Föderalismus aus der Welt der Vergangenheit stammen und an der Revolutionierung unseres Denkens durch den Rassebegriff vorbeigehen. Die deutsche Revolution ist zur germanischen Revolution geworden. Über die Schlachtfelder des gewaltigsten Krieges gegen eine Welt von Feinden, die den Keim einer neuen Ordnung des Lebens durch die deutsche Revolution zu ersticken versuchen, erhebt sich machtvoll der Ruf an die germanischen Völker zu ihrem einen germanischen Reich.

Das ewige Reich

Die Idee des nordischen Reiches ist zudem nicht aus unserer heutigen Zeit geboren. Sie begleitet unser ganzes geschichtliches Leben als die Vorstellung einer geordneten Welt, in welcher das Menschentum unserer Rasse führend ist durch seine künstlerische Schöpferkraft, durch seine Erfindungsgabe, durch seine Befähigung zur Schaffung eines organischen, in der Idee eines Reiches geschlossenen Gefüges. Die Jahrhunderte stolzer deutscher Kaisergeschichte sind uns wieder nahe, darüber hinaus alle Reiche, die nordischer Führerkraft ihre Entstehung verdanken: das Reich des Cheruskers Armin, des Batavers Civilis, Marbods, der Burgunder, der Wandalen, Theoderichs und Karls des Großen, der das germanische Abendland begründete, der Waräger von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, der Wikinger und der Normannen. Die Geschichte dieser germanischen Völker ist unsere eigene Geschichte. Wir können heute erleben, daß in den Reihen der Waffen-ϟϟ führende Männer des germanischen Volkstums, das jahrhundertelang außerhalb des Reiches einen schweren und einsamen Kampf gegen die Überfremdung geführt hat, auftreten und vom Reich sprechen als einer Idee, die sie durch diesen Kampf hindurch getragen und bewahrt haben. Das ist ein Beweis für die fortwirkende Kraft einmaliger geschichtlicher Gestaltung und ein Beleg dafür, daß die Idee des Reiches auch außerhalb des Staates der Deutschen lebendig geblieben ist. Es handelt sich nun darum, das Geschichtsbild, das bei den germanischen Völkern des Westens und des Nordens auf Grund einer feindlichen Propaganda und einer falschen Schulerziehung entstanden ist, zu revidieren und die tatsächlichen geschichtlichen Verhältnisse wiederherzustellen, gemäß deren die Niederländer, die Flamen, Wallonen und die Skandinavier jahrhundertelang als Glieder des Reiches ein freies und reiches kulturelles Leben geführt haben. Wir müssen in Jahrhunderten denken. Die feindliche Propaganda hat in diesen Ländern das Vordergründige überlebensgroß herausgehoben. Staatliche Gebilde, die durch die Französische Revolution und durch die englische Gleichgewichtspolitik künstlich und krampfhaft hervorgerufen wurden, können vor dem ehernen Gesetz der Geschichte nicht bestehen. Heute erleiden die Staatsschöpfungen des 19. Jahrhunderts ihren endgültigen Zusammenbruch. Die Idee des Reiches aber entsteht wie der Phönix aus der Asche bei allen Völkern, die germanischen Blutes sind und die den Glauben an die Existenzberechtigung eines staatlichen Sonderlebens ohne oder gar gegen das Reich verloren haben. Die Idee des Reiches ist die stärkste Erinnerung dieses Kontinents und zugleich die stärkste reale Kraft für eine dauernde geschichtliche Ordnung.

Das Reich und Europa

Wir sind uns heute klar darüber, daß die germanischen Staatsschöpfungen der Vergangenheit nur deshalb von vorübergehender Dauer waren, weil sie die Kraft der Rasse aus dem Gefühl eines unerschöpflichen Reichtums heraus immer wieder im fremden Volkstum verströmen ließen. Der Rassegedanke verpflichtet uns für die Zukunft zu stärkster Bewahrung und Konzentration unserer Kraft. Aus diesem Sichselbstverströmen und einem oft mangelnden oder allzu geringen Selbstbewußtsein entstand auch der tragische Zwiespalt, der das mittelalterliche Kaiserreich beherrscht. Nur so ist es zu erklären, daß das damals schon germanisch geordnete Europa dem Universalismus der römischen Kaiseridee und dem Christentum zum Opfer fiel und wertvolles Blut für Ideen einsetzte, die im Widerspruch zu seiner Tradition und seiner Weltanschauung standen. Es ist notwendig, die Fehler der Vergangenheit klar zu erkennen, wenn die Zukunft gestaltet werden soll. Darüber hinaus müssen wir aber daran festhalten, daß eine bleibende Ordnung in Europa nur durch das Reich bestimmt werden kann. Europas Schicksal wird wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft durch das Schicksal des Reiches bestimmt. Europa war eine Einheit, das Zentrum der menschlichen Kultur, solange das Reich groß und mächtig war. Zur Zeit des Höhepunktes seiner Macht betrachteten sich die Könige von England und Frankreich als die Lehensträger des deutschen Kaisers. Europa war aber friedlos und dem Angriff raumfremder Mächte preisgegeben, als das Reich zerfiel. Wir müssen uns daran erinnern, daß sowohl der Name als auch die geschichtliche Wirklichkeit, die wir mit dem Wort Europa umfassen, eine Schöpfung der nordischen Rasse sind. Das Reich ist

daher auch für die Zukunft die Mitte und die Vormacht Europas, das magnetische Zentrum, das die germanischen Völker anzieht und zusammenhält. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Formen der politischen Ordnung festzulegen, die für die europäische Völkergemeinschaft in der Zukunft zu entwickeln sind. Die Antwort auf die Frage, welches staatsrechtliche Verhältnis die Niederländer, die Wallonen, die Skandinavier zum Reich erhalten, kann erst am Ende des Krieges und auf Grund der Entscheidung des Führers gegeben werden. Sie erfolgt sicherlich nach Maßgabe der Beteiligung dieser Völker an dem Kampf um die Neugeburt dieses Kontinents. Sie erfolgt auf keinen Fall nach einem für alle gleichmäßig festgesetzten starren Schema, und sie kann auch nicht mit den Mitteln und aus dem Wortschatz der liberalistischen, völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Theorie erfolgen. Was erstehen wird, ist eine echte Gemeinschaftsordnung, innerhalb der jedes Glied nach Leistung und Einsatz für das Ganze und auf Grund der Besonderheit und Eigenart des einzelnen Volkes seinen Platz und seinen Rang einnimmt. Die Stellung der einzelnen germanischen Volkseinheiten innerhalb dieses Reiches wird bestimmt durch die politischen und geistigen Energien, die von ihm ausgehen. Die letzte Entscheidung fällt nicht an den Konferenztischen, sondern auf den Schlachtfeldern, auf denen die germanischen Völker als gleichberechtigte Glieder des kommenden Reiches unter deutscher Führung um ihre Zukunft kämpfen. Die Waffen-SS hat vom Führer die Aufgabe erhalten, die germanische Idee besonders zu pflegen. Es wird ihre vornehmste Pflicht sein, das kommende Reich vorzubereiten, für das in ihren Reihen Angehörige aller germanischen Völker kämpfen und fallen.

Unser Reich ist von dieser Welt! – Ja, es ist so sehr von dieser Welt, daß es mich ganz persönlich angeht. Es beginnt nicht erst in der politischen und militärischen Wirklichkeit, sondern es beginnt in meiner eigenen Brust. – Das Reich wird so weit verwirklicht, soweit ich es selbst, in mir, meiner Familie und Sippe, als gottgewollte Ordnung verwirkliche. Das ist eine hohe und heilige Verpflichtung und fordert von mir härteste Arbeit an mir selbst.

Ein indogermanisches Dokument

Wo indogermanische Völker Staaten begründen, sind sie von der Idee des Reiches erfüllt. Sie gehört zum ewigen Glaubensinhalt arischen Menschentums auf dieser Erde. Der nebenstehende Text ist aus dem Original wörtlich übersetzt. Er ist 2 Urkunden entnommen, die aus dem 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammen. Ein seiner arischen Abkunft stolz bewußter, großer iranischer Herrscher, Darius I., läßt den Reichsgedanken als hohen Auftrag des Schicksals in dieser Form vor uns erstehen. Überall, wo Indogermanen auf dieser Erde erscheinen, gehen sie in die Geschichte ein durch Schöpfung von Staaten und Reichen, sei es im Reich des Darius, im Reich Alexanders des Großen oder im römischen Weltreich und im Reich Karls des Großen, der dem Abendland die germanische Form des Reiches geschenkt hat. Nicht irgendwelche fremdvölkische Lehre hat dem Germanentum die Idee der staatlichen Ordnung weiter Gebiete des Kontinents gegeben. Ebenso wie auf dem religiösen Gebiet hat das Indogermanentum auf dem Gebiet der politischen Gestaltung von Staaten und Völkern eigenschöpferische Leistungen aufzuweisen, die als große Weltreiche in die Geschichte eingegangen sind. Dieses Bewußtsein macht uns stolz und verpflichtet uns zugleich gegenüber den Ahnen und den nachfolgenden Geschlechtern.

ICH, DARIUS, DER GROSSE KÖNIG, DER KÖNIG DER KÖNIGE, DER KÖNIG DER LÄNDER, DER KÖNIG DIESER LANDSCHAFT HIER, DES WISCHTĀSPA SOHN, DER ACHÄMENIDE.

ES KÜNDET DARIUS, DER KÖNIG: AHURAMAZDA, DER GRÖSSTE DER GÖTTER, DER SCHUF MICH, DER MACHTE MICH ZUM KÖNIG, DER ÜBERTRUG MIR DIESES REICH, DAS GROSSE, DAS ROSSE- UND MENSCHENREICHE.

ES KÜNDET DARIUS, DER KÖNIG: DIES IST DAS REICH, DAS ICH IN HÄNDEN HALTE, VON DEN SKYTHEN, DIE JENSEITS SOGD LEBEN, AN BIS HER NACH ÄTHIOPIEN, VON INDIEN AN BIS HER NACH SARDIS. DAS ÜBERTRUG MIR AHURAMAZDA, DER GRÖSSTE DER GÖTTER. MICH SCHIRME AHURAMAZDA UND MEINE SIPPE.

(Text überreicht durch Prof. Dr. Wüst, München)

Erlebnis an der Grenze zweier Welten

Als wir im Morgengrauen des 22. Juni 1941 nach eine Woche voll unerträglicher Spannung den Bug überschritten und das Tor in die geheimnisvoll gehütete Welt der Sowjets aufbrachen, waren wir uns wohl alle klar darüber, daß nun der Krieg in ein besonderes Stadium eingetreten war. Es gab unter den Millionen, die damals an allen Stellen der beinahe 2000 Kilometer langen Front zum Angriff antraten, wohl keinen, der nicht die erschütternde Größe des Augenblicks empfunden hätte. Als um 3.15 Uhr das gewaltige Trommelfeuer ungezählter Batterien anhub und wir mit bleichen Gesichtern in den schwarzen Brodem hinüberstarrten, der sich jenseits des Flusses erhob, hat sich keiner der alten Krieger, die um mich standen, eines Zitterns zu erwehren vermocht. Das war keine Furcht — es war vielmehr ein Erschauern vor der Gewalt der Ereignisse, die uns urplötzlich in ihren Bann zogen. Die rasende Folge ungeheurer Schlachten, in die uns das Schicksal hineinwarf, ließ uns keine Zeit mehr, über die alltäglichen Notwendigkeiten des Krieges hinaus weiteren Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit nur, in kurzen Gefechtspausen oder bei der Bereitstellung zu erneutem Angriff, überkam uns jäh das stolze Bewußtsein, selbst aktive Träger eines gewaltigen Geschehens zu sein.

Am nachhaltigsten empfing ich diesen Eindruck beim Beginn eines Angriffs auf eine stark befestigte Stadt. Es war gegen Abend, ich war auf Befehl meines Kommandeurs vorgefahren, um den Bereitstellungsraum des Bataillons zu suchen. Der Feind legte ein verheerendes Feuer auf alle Anmarschwege; unter das Zerbersten der Granaten mischte sich das Pfeifen der MG.-Garben, der ganze Horizont ringsum schien zu brennen. Ich lag am Rande einer Anhöhe und schaute um mich. Von rückwärts kamen die Fahrzeuge der Kompanien in großen Abständen heran. Die Fahrer schienen jeden Einschlag im voraus zu berechnen und wichen den Granaten mit großer Geschicklichkeit aus. Durch die grell beleuchteten Wolken brachen feindliche Tiefflieger, jagten ihre verderbliche Saat auf die Straßen und verschwanden wieder im schützenden Grau. Die starke Feuerwirkung zwang die Truppe in der Talmulde hinter mir zum Absitzen, die Fahrzeuge blieben in Deckung, und das Gerät wurde freigemacht. Nun entwickelte sich ein Bild, dessen Großartigkeit mir unvergeßlich bleiben wird. In breiter Entfaltung zogen die Kompanien an mir vorüber in die beginnende Schlacht hinein. Es schien mir wie ein Gang in das Schicksal. Wie von magischer Gewalt getrieben schritten sie Mann hinter Mann, ohne Hast und ohne Zögern dem Verderben entgegen. Keiner blieb zurück, stur an die Fersen des Vordermannes geheftet strebte jeder vorwärts — oft mit schwerem Gerät belastet — ohne auch nur für den Bruchteil eines Augenblicks den Schritt zu verhalten. In dieser Sekunde ward das Schicksal in aller Deutlichkeit sichtbar. Hunderte von Männern von völlig verschiedenartiger Gestalt und Herkunft einem absolut gleichen Gesetz unterworfen, das sie so restlos in seinen Bann gezogen hat, daß sie nicht einmal mit dem Gedanken zu spielen vermögen, dem Kommenden auszuweichen. Im Gegenteil, sie schienen das Geschehen ganz in ihren eigenen Willen aufgenommen zu haben, sie schienen ein Teil der Schlacht selbst geworden zu sein.

Die Kraft, die den Einzelnen in solchen Augenblicken unaufhaltsam vorwärts treibt, entspringt weder dem Gehorsam, noch dem Bewußtsein der Pflicht, sondern einem inneren Muß, dessen letzte Gründe verborgen sind, vor dem es dennoch kein Entrinnen gibt. In jenem kostbaren Augenblick offenbarte sich die elementare Gewalt des Krieges. Dieses Bild erscheint, gemessen an dem gewaltigen Anblick der Schlachten früherer Jahrhunderte, belanglos — mir erschien es als Urbild der Schlacht, denn nur selten tritt ein Ereignis im modernen Kriege sichtbar in Erscheinung. Im allgemeinen spielt sich das Geschehen im Verborgenen ab, und das Auge erblickt nur winzige Ausschnitte, die als Symbol für den Gesamtablauf der Dinge gelten müssen. An jenem Abend ist mir die elementare Kraft des Krieges am eindringlichsten ins Bewußtsein getreten. Ich erlebte sie wieder in den gewaltigen Panzerschlachten der folgenden Wochen, bis das Geschoß des Feindes mich jäh aus dem kriegerischen Geschehen herausriß.

Aus diesem Erleben resultiert jene soldatische Einstellung, die ich als den Bann der Front bezeichnen möchte. Wer jemals den heißen Atem der Schlachten verspürte und das unermeßliche Glück des Siegers zu kosten bekam, ist der Front verfallen, mag er wollen oder nicht. Mit magischer Gewalt zieht es ihn immer wieder in jenen Bannkreis des Todes, da das Leben auf des Schwertes Schneide gewogen wird. Er bedarf jener äußersten Bewährungsprobe, die die Kraft des menschlichen Herzens offenbart, denn jedem Sieg der Waffen geht ein Sieg der Herzen voraus. Wer nicht einmal wenigstens durch das Toben der Schlachten geschritten ist, hat sein Dasein nur zur Hälfte gelebt.

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge." Der Gehalt dieses Wortes ist mir erst angesichts des Feindes zur Gewißheit geworden. Alles wahrhaft Große kann nur unter Blut und Schmerzen geboren werden. Der Tod besitzt die größte Schöpferkraft dieser Erde, er verleiht den Zielen der Lebenden die rechte Weihe. Unter dem Schatten des Todes erhält das Leben seine höchste Heiligkeit. Das menschliche Dasein bleibt leer und ohne Sinn, wenn es nicht ständig und fühlbar bedroht ist. Nur ein Leben unter Gefahren ist wert gelebt zu werden. Dieser Grundgedanke zieht sich wie eine gleichbleibende Melodie durch das Sinnen und Trachten unseres Volkes. Der Krieg verleiht uns die Gabe, die eigenartigen Beziehungen unserer Ahnen zum Sterben zu verstehen. Die Germanen — und wir dürfen uns doch wohl als ihre Erben betrachten — haben immer ein besonderes Verhältnis zum Tode besessen. Dieser Erscheinung sind die römischen Legionäre ebenso fassungslos gegenübergestanden wie der französische Poilu. Die elementare Kraft des „Furor teutonicus", der bis in die tiefsten Wurzeln unseres Seins hinabreichende Ausbruch ursprünglichster Gewalten, ist von fremden Nationen immer nur mit Schaudern empfunden worden. Diese Art der Todesbereitschaft ist völlig unterschieden von dem Selbstvernichtungsdrang unserer bolschewistischen Gegner. Unter Todesbereitschaft verstehe ich den bewußten Willen, wenn notwendig das persönliche Dasein für die Erhaltung der Lebenskraft einer höheren Einheit aufzuopfern. Leben und Tod sind hier einander bedingende Erscheinungen. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Der Bolschewismus ist das zerstörende Prinzip schlechthin, die Verneinung aller Werte, die ein höheres Dasein erst ermöglichen, er ist der Haß gegen jede Art wirklichen

Menschentums. Der Selbstvernichtungstrieb der bolschewistischen Horden entspringt ganz anderen Motiven als die Todesbereitschaft des deutschen Soldaten. Er hat seine Wurzel in dem Empfinden der Wertlosigkeit des menschlichen Lebens. Man kann daher auch die fanatische Widerstandskraft und den sturen Angriffswillen bolschewistischer Truppenteile nicht eigentlich als Tapferkeit bezeichnen. Ein Selbstmörder, der sein Dasein fortwirft, ist nicht tapfer. Die männliche Tugend der Tapferkeit gedeiht nur dort, wo das Leben als letzter und höchster Wert angesehen wird, und wo man das eigene Dasein bewußt zum Opfer bringt, um dem Leben der Gesamtheit zu dienen. Dieses Opfer besitzt noch etwas von seiner ursprünglichen religiösen Weihe. Der Soldatentod ist ein Opfer an die Gottheit, an jenen geheimnisvollen Urquell des Lebens, von dem alle Kraft ausstrahlt, die unsere Welt bewegt. Krieg ist Gottesdienst in letztmöglicher Gestalt. Wer das nicht empfindet, ist vielleicht Soldat, niemals aber Krieger von Beruf und Geburt gewesen. Der Krieg ist eine Hymne an das Leben, denn der Tod ist die Voraussetzung des Daseins. In der äußersten Nähe des Todes feiert das Leben seine höchsten Triumphe; hier erreicht es einen Grad an Reinheit und Heiligkeit, der den Sterblichen sonst verschlossen bleibt.

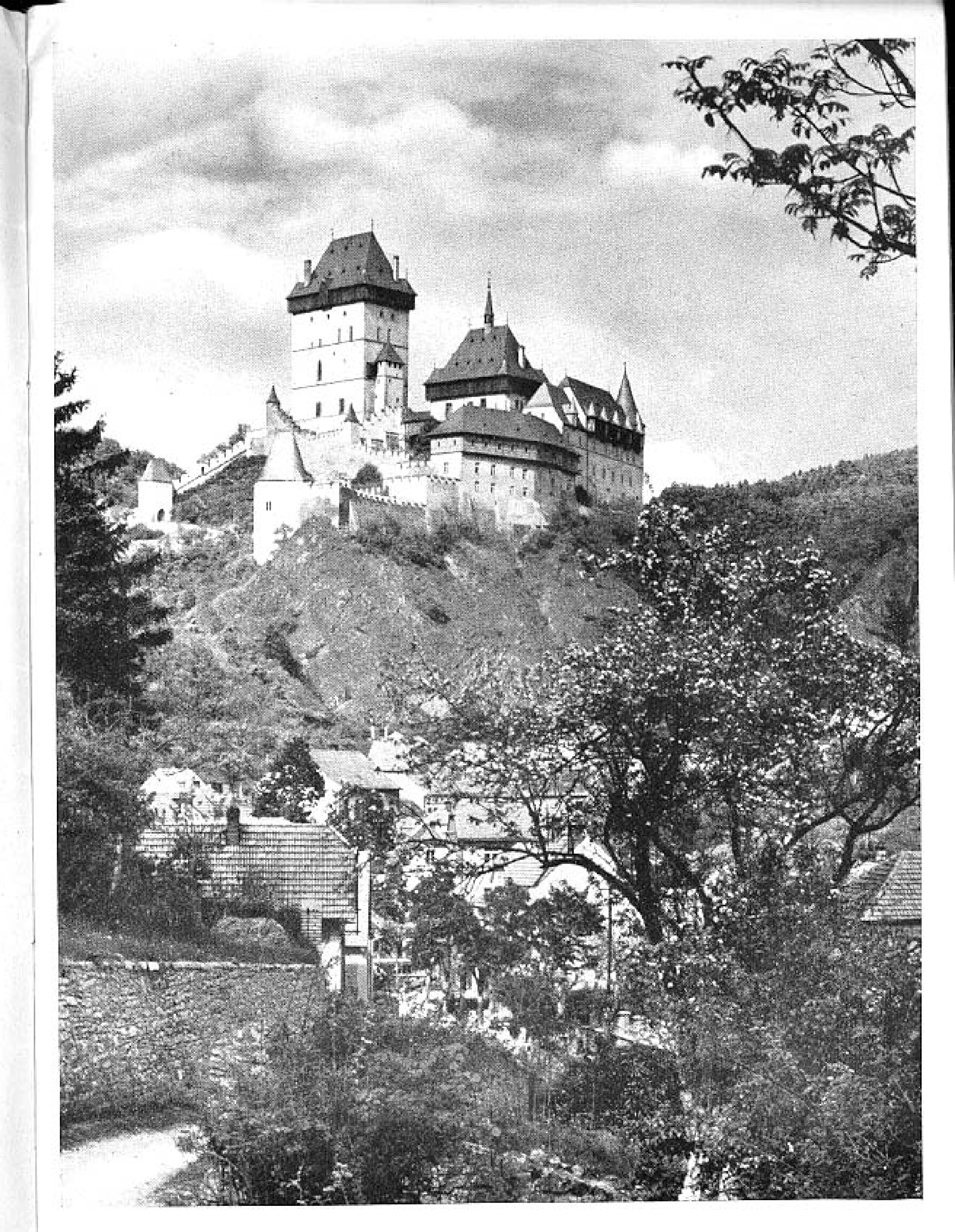
In seinen Toten verehrt ein Volk sich selbst. In der großen Armee der Gefallenen verschwindet der Einzelne mit seinen Vorzügen und Fehlern — er ist geweiht durch die Größe seines Opfers, die den Lebenden nun Ziel und Richtung vorschreibt. Keine Macht auf Erden ist so groß wie die der Toten in ihren Gräbern. Sie sind es, die den menschlichen Gemeinschaften, ihren Fahnen und Zeichen die höchste Weihe verleihen. Alle Heiligkeit auf Erden geht von den Toten aus, denn „eine Idee ist soviel wert, als Männer für sie zu sterben bereit sind".

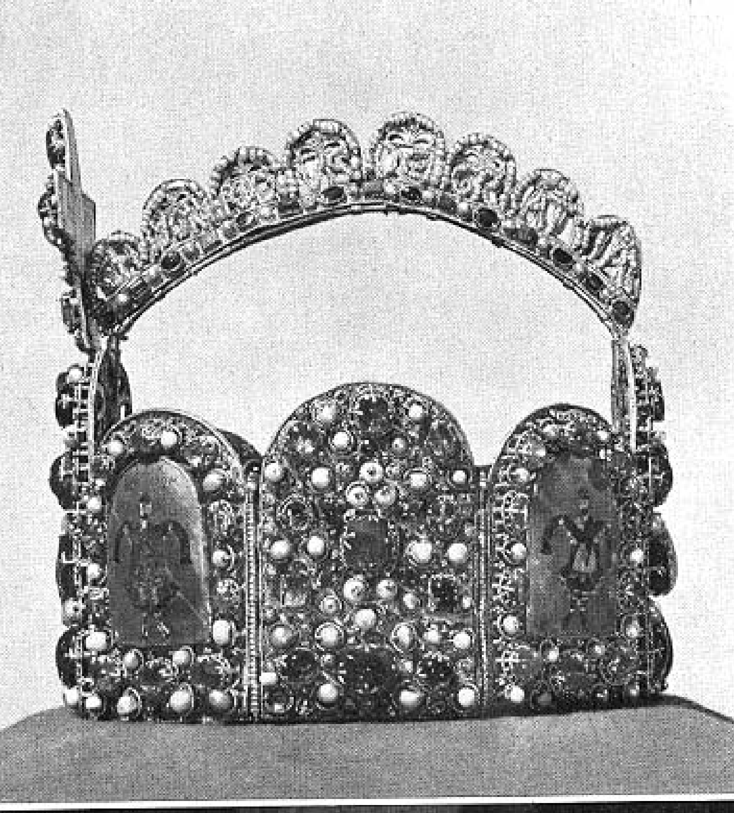
Die Nähe des Todes allein vermag den Menschen zu befreien. Der Feigling ist der Sklave seiner selbst, der Tapfere wandelt unter den Göttern. Ihn vermag nichts zu erschüttern, er hat sich seinem Schicksal hingegeben und sich den Willen der Gottheit ganz zu eigen gemacht. Er vermag den höchsten Triumph allen Menschentums zu erleben, den man als Heldentum bezeichnen mag. Der Held ist den Göttern nahe. In ihm erlebt eine kämpferische Gemeinschaft ihre Personifizierung. Er ist ihr Zeichen und Symbol. Alle echte Religion ist zunächst Heldenverehrung, denn der Held ist Schirmer des Lebens und Vollstrecker des Schicksals. In seinen Taten offenbart sich der Wille der Gottheit unmittelbar.

Hans-Henning Festge

Ein jeglich Reich, das in sich selbst geteilt ist, zergeht. Also zergeht kein Reich ohne eigene Zerteilung. Die höchste Aufbauung eines Hauses und Bündnis eines Reiches ist, daß sie wandeln in einem.

PARACELSUS





Links:

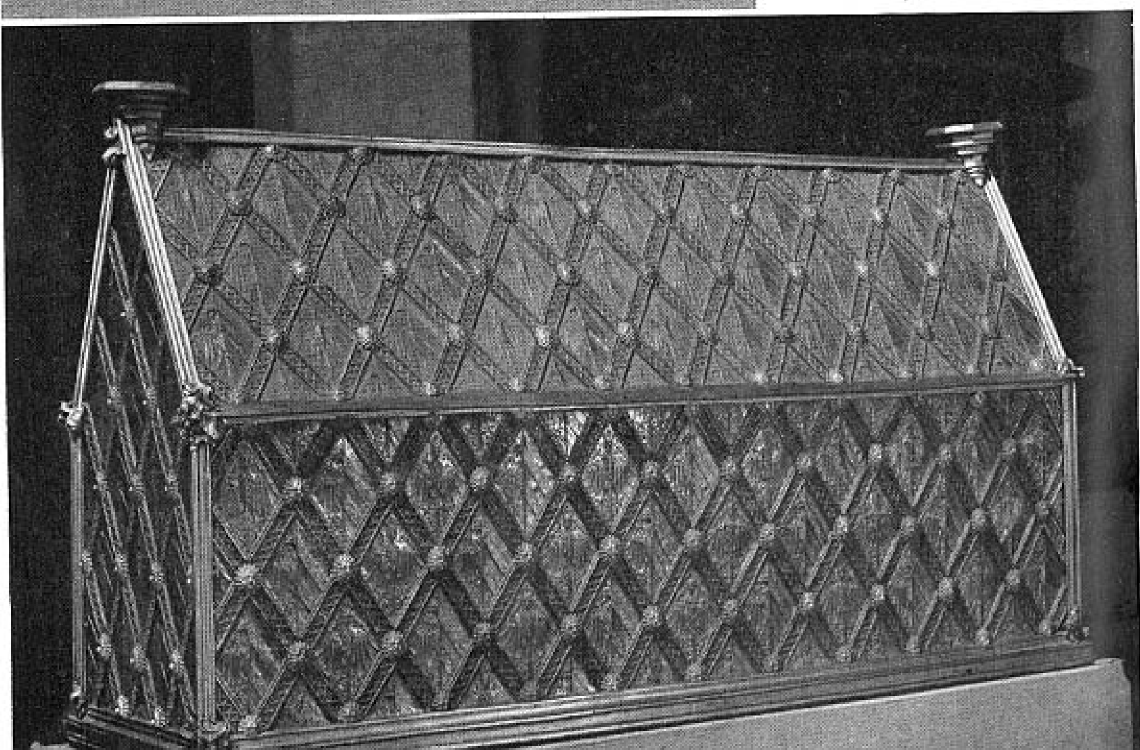
Die Kaiserkrone, westdeutsche Arbeit aus dem 10. Jahrhundert

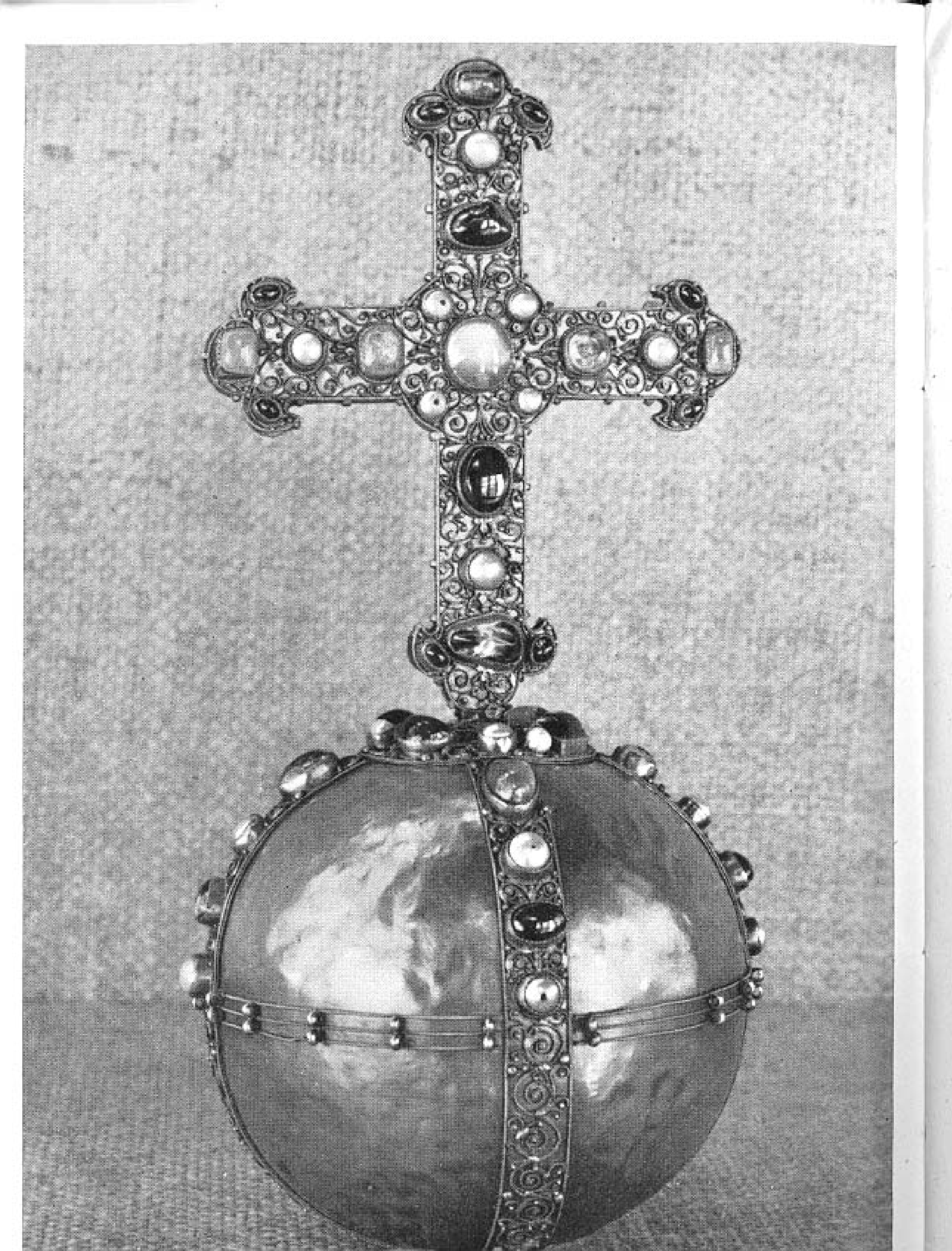
Unten:

Die sogenannte Heiltumstruhe. Nürnberger Arbeit aus dem Jahre 1438

Rechts:

Das Zeremonienschwert, in Palermo um das Jahr 1185 entstanden





Die Reichskleinodien

Bekenntnis eines Niederländers

Um die Reichskleinodien schwebt auch etwas von dem Geheiligten und Wunderbaren, das jeden Mythus umgibt. Damit meinen wir nicht an erster Stelle etwas „Übernatürliches". Unser Reich ist keine übernatürliche Angelegenheit, sondern natürliche Wirklichkeit und vor allem Zukunft. Aber doch eine Zukunft, die auch eine alte Vergangenheit hinter sich hat, „geheiligte Überlieferung", und untrennbar ist diese Überlieferung mit den Kleinodien verbunden.

Diese Kleinodien haben stark auf die Phantasie von Tausenden gewirkt und können das noch, auch auf unsere. So konnte es in einer Zeit, als das Christentum alles in Wundergeschichten umdeutete, geschehen, daß die Reichslanze zur Reliquie wurde.

Einst war diese Lanze das meist verehrte Zeichen des Reiches. Wir wissen heute, daß sie von Siegener Stahl geschmiedet ist im 8. Jahrhundert. Aber der Wunderglaube ließ diese Lanze nicht unberührt. Mittendrin wurde ein merkwürdig geformter Eisenstab befestigt, und dieser Stab wurde verehrt wie ein Nagel von dem Kreuz Christi. Diese Lanze vertrat die königliche Macht, und mit der Lanze wurde diese Macht nach uraltem germanischem Brauch übertragen. So erhielt der Burgunderkönig Rudolf II. im Jahre 922 die Lanze, die damals das Symbol der Langobarden war. Jedoch im Jahre 926 mußte Rudolf sie zu Worms Heinrich I. geben, also dem ersten Reich. Bevor diese Lanze also Reichslanze wurde, wurde sie schon durch die Germanenfürsten als Zeichen ihrer Würde benutzt. Als Otto der Große 955 die Ungarn auf dem Lechfeld (bei Augsburg) besiegte, tat er dies unter dem Siegbanner" dieser Reichslanze. So war sie einst viel mehr als ein kostbares Museumsstück. Unter ihrem Zeichen schlugen Kaiser des Reiches ihre Schlachten, bis unter Heinrich IV. (1086 bis 1088) einer ihrer Träger fiel und die Lanze selbst verloren gewesen ist. Der Schaft war schon lange verlorengegangen, und wahrscheinlich ist sie nun auch gebrochen. Aber dann verliert sie ihre Bedeutung gegenüber anderen Reichskleinodien. Legenden werden gesponnen um die alte Waffe; sie wird zum heiligen Speer des Gralstempels, zur Lanze des Märtyrers, des heiligen Sebastian.

An ihre Stelle trat die Kaiserkrone. Einst war es fürstlicher Brauch, daß jeder Kaiser seine eigene Krone hatte. Aber hundert Jahre nach der Lanze kam aus dem gleichen germanischen Burgund ein Krone, die die Kaiserkrone werden sollte, als Burgund dem Reich einverleibt wurde. Diese Krone wurde nun Sinnbild der Macht und Größe des Reiches. An der Vorderseite, mitten unter dem Kreuz, befand sich einst ein Edelstein, der den Namen „Waisen" trug. Dieser Stein ist verlorengegangen; nach 1423 wird er nicht mehr genannt, und jetzt ist an seine Stelle ein etwas zu kleiner Stein eingefügt worden. Waisen bedeutet: der Einzige, der Alleinstehende. Der Name des Steines wurde der Name der Krone. Der große

Dichter Walther von der Vogelweide nannte zum ersten Male in einem Gedicht im Jahre 1198 die Krone mit diesem Namen. Er sagt darin, daß die Krone, wenn sie auch viel älter als Philipp ist, ihm doch herrlich paßt, wenn sie auch nicht für ihn persönlich gemacht ist.

Die Reichskleinodien umfassen eine große Anzahl kostbarer Stücke. Da sind dann die Zeichen der Reichsherrlichkeit: die Kaiserkrone, das Schwert, das Zepter und der Reichsapfel, Zeichen der Weltmacht. Aber auch das Reichsornat gehört dazu. Das sind die Kleider, die bei der Kaiserkrönung getragen werden: Mantel und Handschuhe. Und schließlich das „Heiltum", die Reliquien.

Dieser Ornatsmantel ist ein besonderes Prachtstück; auf feuerroter Byzantiner Seide sind goldene Löwen gestickt, die Kamele anspringen, von Perlen umsäumt. Wir wissen, daß der Mantel im Auftrage von Roger II. von Sizilien angefertigt wurde und daß er in Palermo gemacht ist. Wer war dieser Roger? Ein Wikingerfürst aus dem Geschlecht der Normannen, die einst Sizilien zu einem Machtfaktor von Bedeutung im Mittelmeer gemacht haben und deren Bauwerke noch heute stehen. Rogers Ahnen waren vor hundert Jahren aus der Normandie gekommen, wo sie das beispielhafte Normannenreich gegründet hatten.

So sehen wir, wie mit diesen Kleinodien die germanische Geschichte von Jahrhunderten verbunden ist, wie sehr diese bewegte Zeit daraus zu uns spricht. Die Schiffe, mit denen diese adligen Normannen einst gen Süden fuhren, trugen bronzene Wimpel mit Bändern, wie wir eines aus jener Zeit aus Schweden kennen.

Heinrich VI. brachte Sizilien zum Reich und damit den Kronschatz. Hundertfünfzig Lasttiere waren nötig, diesen Schatz zu transportieren. Heinrich barg diese Kostbarkeiten in der Staufenburg Trifels in der Rheinpfalz. So kam auch der fürstliche Mantel zu den Reichskleinodien.

Im Jahre 1350, während der Aufstände der Hussiten, ließ Karl IV. die Kleinodien nach Prag überbringen. Im Jahre 1421 wurden sie nach Ungarn mitgenommen. So befanden sie sich innerhalb, aber auch außerhalb des Reiches, bis die Freie Stadt Nürnberg nach vielen Unterhandlungen mit dem Kaiser und dem Papst die Zustimmung erhielt, „für ewig" die Kleinodien verwahren zu dürfen.

Im Aufzug, unter großer Begeisterung der Bevölkerung, wurden sie am 22. März in die Stadt eingeholt. Einmal im Jahr, zu Ostern, wurden sie von da an der Bevölkerung auf dem Platz gezeigt.

Der Rat der Stadt verwahrte die Stücke sorgfältig; bei Kaiserkrönungen wurden sie nach Aachen, Rom oder Regensburg gebracht und sofort nach der Krönung nach Nürnberg zurückgebracht; am Tage danach wurden sie dann dem Volke gezeigt, damit man sich davon überzeugen konnte, daß sie gut verwaltet wurden.

Im Jahre 1796, als die Franzosen in Deutschland einrückten, wurden sie über allerlei Irrwege unter großer Gefahr nach Wien gebracht. Erst 1818 wagte man es, in Wien bekanntzumachen, daß sich die Kleinodien dort befanden.

Im Jahre 1938 brachte Adolf Hitler sie wieder von Wien nach Nürnberg zurück, in die Mitte des Reiches.

So sehen wir, wie diese Kleinodien verbunden sind mit der germanischen Geschichte. Weit im Osten, irgendwo am Schwarzen Meer, entstand die Lanze, weit im Süden wurde für einen Wikinger der Mantel gewebt und gestickt. Im Westen fertigte ein Kunstschmied die Krone an und setzte funkelnde Steine hinein. Und zusammen wurden sie verbunden mit dem Reich in Aufgang und Not — eine wunderbare Geschichte und eine Geschichte, die noch fortgesetzt wird, wenn diese Dinge auch für uns jetzt eine andere Bedeutung haben, wenn wir sie auch nicht mehr mitnehmen in der Schlacht, und wenn sie auch keine Reliquien mehr für uns sind.

Aber sie gehören zum Mythus des Reiches, der für uns ein Mythus des Blutes ist, „heilige Überlieferung", lebende Wirklichkeit, Bild der Zukunft, auch für uns schließlich nicht vom Wissen über Entstehen und Werden bis in die fernsten Vergangenheiten unserer Rasse zu trennen.

Mythus ist ein großes Wort; wir wollen es nicht mißbrauchen, aber wir dürfen es verbinden mit der großen Idee unseres Reiches!

J. C. Nachenius, Niederlande

Rebellion oder Aufbruch

Als Kaiser Karl IV. mit Böhmen, dem Kernstück seines Landesfürstentums, die deutsche Kaiserkrone verknüpft hatte, schien seine Neuordnung des Reiches abgeschlossen. Er errichtete nicht mehr Pfalzen in allen Teilen des Reiches, sondern hatte — unter den Eindrücken seiner jugendlichen Lehrjahre in Frankreich — eine Hauptstadt, Prag, auszubauen begonnen. Aus seiner Zeit künden Bauwerke und Kunstdenkmäler bis in unsere Tage hinein von der Größe des Grundrisses seines Bauprogramms. Deutsche Handwerker, Kaufleute, Gelehrte und Künstler, Herrengeschlechter und königliche Stadtgemeinden waren die bestimmende Trägerschicht dieser geistigen und wirtschaftlichen Ordnung Böhmens. Kaiserkrone, Reichsschwert und die anderen Heiltümer des Reiches hatten in der Mitte des Landes auf der eigens dafür erbauten Burg Karlstein ihren Einzug gehalten. Sie sollten damit den ganzen Aufbau dieser Länder weihen und diese zum Schutze der Reichsinsignien verpflichten. Schon ein Blick über die gotischen Türme der Stadt und die Einkehr in der vor nun 495 Jahren errichteten ersten Universität des Deutschen Reiches in Prag geben einen hinreichend starken Eindruck dieses Bauplanes einer Hauptstadt im Herzland des Reiches.

Die hussitische Rebellion

Und doch sollte dieses Mittelstück der mittelalterlichen deutschen Ostfront den Bau des Reiches nicht weiterführen. Im Lande selbst sprengte die hussitische Rebellion einer Anzahl tschechischer Landschaften und einer Gruppe tschechischer Ritter, Handwerker und Kleriker diesen Plan ihres Landesfürsten. Ein knappes Menschenalter nach dem Tode des Kaisers war in einem düsteren Brande Böhmens Stellung bereits vernichtet. Kaiser

Karl IV. hatte einst nichts unterlassen, um auch die tschechischen Kräfte des Landes heranzuziehen und ihnen die Wege zum Vorwärtskommen zu ebnen. Er war so weit gegangen, daß darüber offensichtlich der bis dahin starke Zustrom deutschen Blutes in diese Länder und ihre unerschlossenen Kultur- und Wirtschaftsfelder rasch abzuebben begann. Weil sich aber andererseits in dieser Sammellinse des Reiches all die Waldenser, Picarden und anderen „Ketzer" gegen die herrschende Kirche und den einengenden Dogmenzwang aus allen Teilen des Reiches einfanden, hatten die anarchischen Kräfte im Tschechentum ein leichtes Spiel. Billig und rasch ließen sich Schlagworte aus den deutschen Streitgesprächen entlehnen und in Fahnen und Symbole umprägen, unter denen sich alle Elemente der Unordnung, Destruktion und wirtschaftlichen Zügellosigkeit sammelten. Die Ergebnisse dieser 15 hussitischen Sturmjahre gegen das Reich erbrachten aber für die Stürmer selbst die völlige Entwertung Böhmens als Glied des Reiches auf nahezu ein Jahrhundert, die weitgehende Lockerung der reichstreu und wehrhaft gebliebenen deutschen Randlandschaften aus dem lehensrechtlichen Verbande Böhmens, die Vernichtung der wirtschaftlichen Kraft in Stadt und Bergwerk, die weitgehende Verödung des tschechischen Bauernlandes. Dies alles aber mußte geopfert werden, ohne daß eine tragende Idee, ein schöpferisches staatliches Konzept, ein über Jahrhunderte wirkendes Werk aus dieser Hussitenzeit erwachsen wäre. Es war eine fruchtlose Rebellion gegen das Reich, die die Rebellen selbst entscheidend geschwächt hat.

Der deutsche Aufbruch

Die Enkel der Kämpfergeneration in Deutschland, die einst gegen die hussitische Rebellion angetreten war, entfesselten aber dann um 1500 einen völlig andersartigen Sturm. Sie hatten des Reiches Schwäche von den unglücklichen Schlachten in Böhmen und Polen her noch im Gedächtnis. Die Ohnmacht von Kaiser und Reich beherrschte die Eindrücke ihrer Jugendjahre. Aus ihren Fehden, wehrhaften Städten, streitfesten Gelehrtenstuben und Künstlerwerkstätten wehte ein frischer Gedankengang. Wirken doch heute noch, ungebrochen durch all die Jahrhunderte, die großen deutschen Tafelgemälde eines Albrecht Altdorfer aus Augsburg und Albrecht Dürer aus Nürnberg. Die Meister Matthias Grünewald, der am Rhein, und Veit Stoß, der an der Weichsel schuf, und die anderen spätgotischen Maler, Bildhauer und Baumeister wirkten bewußt und betont für ihr deutsches Volk. Bewegt aber waren sie von dem Blick auf eine wenn auch romantische Reichsidee, die sich in dem jungen ritterlichen Kaiser Maximilian zu verkörpern schien. Ihre Holzschnitte und Kupferstiche, wie das vom „Ritter, Tod und Teufel", wurden auf den Jahrmärkten von den breiten Schichten der Bürger- und Bauernschaft ebenso gekauft wie die Traktate und Büchlein in der neuen Buchdruckerkunst, in denen Gelehrte und Dichter voll revolutionären Schwunges gegen die völkische Überfremdung schrieben. Kämpfend erarbeitete sich Doktor Paracelsus sein neues Lehrgebäude von der deutschen Arzneikunst, in gleicher Weise erschloß der Geologe Agricola dem deutschen Bergmann das Wesen der Erzadern im Gebirge. In diesen Jahren wurde aber auch die Rechtsordnung des deutschen Bauerndorfes oft mit Feuer und Schwert umkämpft und erstritten und dann weit in den Osten zur Grundlage für die Befreiung der Bauern im Rahmen der anderen

Völker getragen. Ebensoweit drangen das neue deutsche Bergrecht als Grundgesetz dieser Knappengenossenschaften und auch andere Hütten- und Zunftordnungen. Die deutschen Landsknechtsfähnlein aber wehrten den Türken im Osten und den Franzosen im Westen ab und zeigten das Bild des wehrhaften „Haufens", dem das Wappen des Reiches im Fahnentuch stand.

In diesen gewaltigen Aufbruch eines volkhaften Denkens und Schaffens gehört auch der junge Martin Luther. Er steht in einer Front mit all den Altersgenossen aus den Reihen der Künstler, die um Besinnung auf die Wurzeln des deutschen Wesens ringen. Aber auch die Reichsritterschaft und die Königlichen Kaufherren in Lübeck und Augsburg, die den politischen Neubau des ganzen Reiches forderten, sind zugleich Empörer gegen die Tyrannei der Papstkirche wie gegen die Zersetzung des Reiches durch den volksfremden Gedanken des Fürstenstaates. Diesem deutschen Aufbruch sind dauernde Erfolge auf vielen Gebieten europäischen Geistes und Wirkens gelungen. Seine Sendboten haben mit den Kaufleuten tief in den Osten und über Spanien hinaus bis in den neuen Kontinent Amerika Brücken geschlagen und neue Stützpunkte gebaut, in gleicher Weise die nordischen Länder mit Italien verbunden. Kaiser Maximilian I., der diesen Künstlern und Denkern nahestand, hatte seine Herkunft und Ahnen im Kreise der großen germanischen Heerkönige und Sagengestalten gesehen, wie die Erzfiguren der Totenwache seines Innsbrucker Grabmales eindrucksvoll erweisen. Aber der in den Niederlanden erzogene spanische Habsburger Karl V., sein Enkel, hat als Kaiser diesen deutschen Aufbruch nicht erkannt und daher als gestaltende Kraft nicht übernommen. Das ist zu einem der tragischen deutschen Schicksale geworden, und darunter mußte die politische Saat dieser ersten Jahrzehnte nach 1500 auf dem staatlichen Felde verdorren. Die Keimkraft dieses gesamtdeutschen Aufbruches aber war in ihrer Ganzheit so elementar, daß sie durch die Jahrhunderte in den Kunst- und Bauwerken lebendig blieb und im Gedankengut heute weiterwirkt.

Kurt Oberdorffer

Nichts ist ein Staat ohne Volk, ein seelenloses Kunstwerk; nichts ist ein Volk ohne Staat, ein leibloser, luftiger Schemen, wie die weltflüchtigen Zigeuner und Juden. Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum.

Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuern nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein.

FRIEDRICH LUDWIG JAHN

Einst gab es ein deutsches Reich, das lebte tausend Jahre, aber es wußte nichts von den natürlichen Wurzeln seiner Kraft und wurde ein Reich ohne das deutsche Volk. Als es zerbrochen war, entstand aus dem Schutthaufen ein neues deutsches Reich, das aus politischen Notwendigkeiten geboren wurde. Machtgebietend und glänzend stand es da, aber die Deutschen unterließen es, die ihnen von einem genialen Meister geschenkte Form mit dem Inhalt ihres Wesens zu erfüllen. Die Söhne büßten für die Väter mit ihrem Blut, aber aus ihrer Buße erwuchs ihnen die Kraft zum neuen Weg. Zum dritten Male nun ist die Frage des Schicksals gestellt, und es gibt kein Ausweichen und kein Wanken – das neue deutsche Reich wird sein das Reich des deutschen Volkes, im Geist und in der Wahrheit, und das Schicksal hat es dazu bestimmt, den deutschen Raum zu gestalten nach dem Maßstab der tiefen und gläubigen Sehnsucht, die in zweitausend Jahren die besten Deutschen erfüllt hat.

WERNER BEUMELBURG

BEETHOVEN IN JAPAN

Graf Hidemaro Konoye, Japans berühmter Komponist und Dirigent, der sich auch in Deutschland als feinsinniger Darbieter deutschen Musikschaffens einen Namen gemacht hat, schreibt:

Mein lieber Freund! Unsere Unterhaltungen über westöstliche Philosophie und Religionen waren sehr interessant und aufschlußreich. Sie waren erstaunt zu hören, daß es auch bei uns in Japan nicht wenige Philosophen gibt, die ausschließlich in der Kantschen Welt leben. Wohl konnten Sie es noch verstehen, als ich Ihnen erzählte, daß ich im Arbeitszimmer eines japanischen Philosophen einen Stein fand, den er sich auf einer Pilgerfahrt nach Königsberg auf dem Hof der alten Universität heimlich dort in seine Tasche gesteckt hatte. Diese Verehrung mutete Sie nicht fremd an, und Sie konnten sich auch noch vorstellen, daß die Größe der Kantschen Gedanken auch im fernöstlichen Inselreich weiterlebt. Ich kann aber nicht begreifen, warum Sie so verwundert waren, daß es in der Musik hierzu Parallelen gibt — daß gerade die deutschen Klassiker, Bach, Beethoven, Mozart, Haydn sowie Schubert, Schumann und Brahms, diese Parallelen bilden. Sie können mit berechtigtem Stolz von der Musik dieser großen Meister als von „unserer deutschen Musik" reden — wir Ausländer beneiden Sie alle darum. Gewiß, die Musik dieser deutschen Klassiker ist genau so bodenständig wie etwa die Musik Tschaikowskijs in Rußland oder Smetanas in Böhmen. Aber trotzdem dürfen Sie, lieber Freund, nicht vergessen, daß gerade diese deutschen Klassiker mit ihrer Größe und Tiefe Kulturschatz der ganzen Welt weit über die deutschen Grenzen hinaus geworden sind, in einem solchen Maße, wie es bei den anderen Nationalkomponisten nicht der Fall ist. Die ungarischen, spanischen oder nordischen Komponisten bleiben doch immer irgendwie eine „lokale Angelegenheit". Schauen Sie sich doch einmal die Konzertprogramme der Großstädte an, ganz gleich, welcher Weltstadt, ob Paris, London, New York, Moskau oder Tokio — zu 50 bis 80 Prozent werden Sie deutsche Klassiker auf dem Programm finden. Lieber Freund, es wäre traurig, wenn Sie und mit Ihnen alle Ihre Landsleute nicht anerkennen wollten, daß die Größe Ihrer Genies die ganze Welt umfassen kann. Sie brauchen auch keine Befürchtungen zu haben, daß in Japan Ihre großen deutschen Meister „japanisch" gespielt werden. Wenn auch vielleicht ein Italiener geneigt sein mag, Schubert aus der Perspektive Rossinis zu sehen, oder wenn ein Russe Brahms wie Tschaikowskij spielt, so ist diese Gefahr für uns nicht gegeben, da die Musik meiner Heimat ja von der europäischen völlig wesensverschieden ist. Wir können also gar nicht anders, als deutsche Musik so deutsch wie möglich zu empfinden und wiederzugeben. Im Gegenteil scheint mir die kultische Beziehung des Begriffs Musik bei uns in Japan den Weg zum Ethos der großen deutschen Meisterwerke und besonders zu ihrem heroischen Inhalt zu erschließen.

Japan war immer sehr musik- und tanzliebend. Unser Volk hatte schon stets ein tiefes Empfinden für Kunst. Im 8. bis 9. Jahrhundert war der

Kulturstand der japanischen Musik ein besonders hoher. Aber diese Musik hat sich nicht fortentwickelt. Durch ihre Verbundenheit mit dem religiösen Zeremoniell ist sie auf dem Stande früherer Jahrhunderte verblieben. Es ist daher nur zu verständlich und durchaus natürlich, daß das japanische Volk, als plötzlich Beethoven, Mozart, Schubert und die vielen schönen deutschen Volkslieder in meine Heimat kamen, von einem wahrhaften Hunger nach absoluter Musik ergriffen wurde.

Als etwa um 1860 die westliche Kultur in Japan eindrang, war die Begeisterung der japanischen Musiker für Beethoven nicht geringer als die der Philosophen für Kant. Und daß Beethoven so schnell „Volksgut" in Japan wurde, daran sind wohl auch zum großen Teil Rundfunk und Grammophon beteiligt.

Als die japanische Rundfunkgesellschaft im Jahre 1925 die erste Sendung brachte, wurde die Fünfte Symphonie von Beethoven mit dem neugegründeten Symphonie-Orchester unter meiner Leitung gespielt.

Japan ist bekanntlich der größte Schallplattenverbraucher der Welt (der Schallplattenverkauf war in Japan in einem Jahr kurz vor dem Weltkrieg so groß wie der Verbrauch ganz Europas — außer England — zusammengerechnet). Es ist tatsächlich so, lieber Freund, daß sich einige Schallplattengesellschaften in Japan nur durch die Herstellung von Beethoven-Schallplatten eine Existenz aufgebaut haben. Es gibt in Japan nicht nur sämtliche Sonaten und Kammermusikwerke Beethovens auf Schallplatten, sondern sogar auch die „Missa Solemnis". Von der Fünften Symphonie kann man in Tokio zehn verschiedene Aufnahmen erwerben. Ein wahrer Plattensammler — deren es viele in Japan gibt — wird auch eine solche Symphonie zehnfach besitzen. Wer nun in Japan Plattensammler ist? Lieber Freund, dies ist nicht nur eine europäisch gebildete Oberschicht. Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung bestätigen, daß die Musik der deutschen Klassiker auch in die Herzen der einfachsten Leute gedrungen ist. Lassen Sie mich hierzu ein kleines Erlebnis berichten: Bei einer Wanderung im japanischen Gebirge kam ich an einem einsamen Bauerngehöft vorbei, aus dessen offenem Fenster die Klänge einer Mozart-Symphonie drangen. Interessiert trat ich ein. Der Bauer, ein ganz schlichter Mann, war sehr glücklich, als er hörte, wer sein Besucher sei. Er erzählte, daß er die eben gespielte Mozart-Symphonie kürzlich unter meiner Leitung im Radio gehört hätte und er sie so schön fand, daß er stundenweit bis zur nächsten Stadt lief, um sie auf Schallplatten zu erwerben. Er zeigte mir dann ganz stolz seinen Plattenschatz, eine ganze Serie Beethoven-Symphonien und Mozart-Divertimenti. Ist das nicht Beweis genug dafür, daß die Musik großer deutscher Meister nicht nur einem kleinen Kreise in Japan vorbehalten ist?

Sie können mir glauben, daß in Japan heute jedes Schulkind den Namen Beethovens kennt und er auch dem unmusikalischsten Kinde genau solch ein Begriff ist wie zum Beispiel die Namen der anderen großen Deutschen: Friedrich der Große, Bismarck oder Kant. Schon in den Lesebüchern der Volksschulen steht die Entstehungsgeschichte der „Mondscheinsonate". Sie

wissen schon, diese kleine sentimentale Erzählung von dem blinden Mädchen, das Beethoven durch Zufall spielen hörte und dem er zum Dank „etwas vom Mond" vorspielte.

Bitte, lieber Freund, ich will Ihnen noch weitere kleine Geschichten erzählen, aus denen Sie ersehen können, welche Verbreitung — oder sollen wir sagen „Eindringen in das Volk"? — Beethoven in Japan fand. Sehen Sie, wenn in Japan zur Schallplattensammlung für die Front aufgerufen wird und man dann über die Wünsche der Soldaten liest, so würde ein Europäer wahrscheinlich sehr erstaunt sein zu lesen, daß keine leichte Unterhaltungsmusik gewünscht wird, sondern ernste Musik und dabei immer wieder ganz besonders Beethoven-Schallplatten. Ich erinnere mich dabei noch eines kleinen Vorfalls aus dem chinesischen Konflikt: Einer der damals erfolgreichsten Jäger war ein gewisser Kapitän N., ein Flieger mit über 50 Abschüssen, was zu Beginn des chinesischen Konflikts schon eine ungeheure Leistung war. Ihn konnte man in den Stunden und Minuten, in denen er nicht im Einsatz stand, stets in die Töne seiner Lieblingsschallplatten versunken sehen. Eines Tages kam er nicht vom Feindflug zurück. Auf seinem Kofferapparat aufgelegt aber war das Adagio aus der Neunten Symphonie von Beethoven — bis zur Mitte gespielt.

Sogar der Weltkrieg konnte damals in Japan die Begeisterung für Beethoven bei einigen jungen Japanern nicht hemmen. Die Sehnsucht nach Städten wie Bonn und Wien, in denen man auf den Spuren Beethovens würde wandeln können, war ungeheuer. Man sehnte das Ende des Krieges herbei, um endlich diese Städte besuchen zu können. — Ein junger Musiker allerdings wollte nicht einmal das Ende des Krieges abwarten. Er hatte einen phantastisch genialen Plan: Er meldete sich freiwillig bei den französischen Fliegern, ließ sich dort ausbilden und hatte die Absicht, bei einem Aufklärungsflug über deutschem Westgebiet in Bonn „notlanden" zu müssen. Ja, er war in seiner Begeisterung für Beethoven so naiv, daß er glaubte, man würde ihn als Kriegsgefangenen in das Beethoven-Haus führen. — Zum großen Leidwesen des jungen Musikers wurde der Plan frühzeitig von seiner Familie entdeckt, und die so schön erdachte Notlandung konnte nicht stattfinden. Ob es wohl ein Trost war für den jungen Musiker, daß er wenigstens bei dieser Gelegenheit fliegen gelernt hat? Aber nicht nur die Musik Beethovens ist in Japan bekannt — auch sein Leben interessiert die Japaner sehr. Beethoven-Biographien werden in Japan sehr viel gelesen und die wohl zehn besten sind — zum Teil sogar mehrfach — in die japanische Sprache übersetzt worden, wie z. B. Pohl, Nottebohm, Paul Bekker, Romain Rolland usw. Ich kann verstehen, lieber Freund, daß Sie wissen möchten, was es eigentlich ist, das die Japaner an Beethoven so besonders lieben. Ich will versuchen, es Ihnen mit Worten zu erklären: Wir fühlen uns seiner Musik irgendwie verwandt. Und wenn auch die Musik selbst für die „östlichen" Ohren der Japaner irgendwie fremd sein sollte, so ist uns doch die Seele, die daraus spricht, das Gefühl nicht fremd. Diese wunderbare „saubere" Klarheit, diese Strenge und Reinheit, diese überwältigende Harmonie baut eine Brücke aus Tönen zwischen West und Ost und spricht zu unserem Gefühl.

Sie wollten noch etwas über mich selbst und Beethoven hören, lieber Freund: Ich war musikbesessen von Kindheit an. Ich erinnere mich noch heute, daß ich als kleiner Junge immer und immer wieder vom alten Wien geträumt habe. Ich habe Schubert oft in meinen Träumen gesehen und war so glücklich, Beethoven im Traum die Schuhe putzen zu dürfen. Ja, ich habe sogar am hellen Tage Mozart vor mir gesehen — er spielte mir etwas vor. Und später habe ich es doch geschafft, mir ein eigenes Symphonie-Orchester aufzubauen, aus allerkleinsten Anfängen. Ich habe dieses „Neue Symphonie-Orchester Tokio" zehn Jahre lang selbst geleitet. Am Schluß einer jeden Saison brachte ich mit diesem Orchester immer einen Beethoven-Zyklus (sechs Beethoven-Abende). Diese Konzerte waren immer, auch mit mehrfachen Wiederholungen, ausverkauft, und oftmals war es möglich, das ganze Defizit der Saison aus den Einnahmen dieses Beethoven-Zyklus zu decken. Es gibt sicher viele Dirigenten, die ihren Beethoven auswendig dirigieren. Wie viele mag es aber geben, die seine Symphonien auswendig Note für Note niederschreiben können? Nun, im Weltkrieg gab es in Japan nur ganz wenige Orchesterpartituren, und der Krieg machte es unmöglich, weitere aus Deutschland zu beziehen. Damals war ich gezwungen, in meiner Schulzeit Tag und Nacht die Partituren handschriftlich abzuschreiben. Und noch aus dieser Zeit her kann ich viele Werke Beethovens auswendig niederschreiben.

Es ist schon so, durch die Jahre hindurch hat sich das japanische Volk immer und immer tiefer in deutsches Musikleben hineingefühlt, und die deutschen Klassiker haben eine zweite Heimat in Japan gefunden. Nun können Sie vielleicht verstehen, mein lieber Freund, wenn wir von Ludwig van Beethoven heute in Japan als von „unserem Beethoven" sprechen. Wenn wir ein Symbol der deutsch-japanischen Freundschaft brauchen, so wollen wir die Musik Beethovens als ein solches Symbol des gegenseitigen Verständnisses nehmen, einen Wegweiser für den geistigen Aufbau, den die beiden jungen Völker Deutschland und Japan begonnen haben.

Die Schöpfungen der großen deutschen Kunst gehören nicht wenigen Auserwählten, sondern dem ganzen Volke. Der deutsche Soldat vor allem hat es in den einsamen Stunden im Osten gespürt, welche Kraft die deutsche Musik zu spenden vermag. Viele haben in den Bunkern zum ersten Male Mozart und Bach, Beethoven und Schubert mit Andacht in sich aufgenommen und sind durch die Allgewalt der Töne zur letzten, entscheidenden Leistung aufgerufen worden. In oft verzweifelten Lagen hat auch mancher bisherige Freund der „leichten" Musik deren faden Limonadengeschmack auf der Zunge gespürt, und er hat hingefunden zu den unsterblichen Schöpfungen der großen Meister.

Grettir beschützt Thorfinns Haus

(AUS DER GRETTIR-SAGA)

Grettirs Jugendzeit

Ich berichte die Geschichte Grettirs, der von seinem Volk friedlos in die Wildnis gejagt wurde, bis er starb, und der von eben diesem Volke aus dem Grabe geholt und als Islands größter Held zur Unsterblichkeit geweiht worden ist. Sein Vater Asmund hatte eine schöne Wirtschaft auf Bjarg am Mittfjord. Er war früher weit in die Welt hinausgekommen und hatte als Kaufmann sein Glück gemacht; aber als sein Weib Asdis ihm Grettir gebar, war Asmund schon ein wenig spießig und klebte am Besitz und sah nichts anderes mehr, — wie es den Leuten geht, wenn sie allzu satt geworden sind und keine Lust mehr haben, sich um die Händel und Sorgen der anderen zu kümmern. Das Kind entwickelte sich langsam, es war zu sehen, daß es anders wurde als seine gut gearteten Brüder, mehr nach der Mutter Seite hin, denn Asdis war aus einem Geschlecht, das Könige geboren hatte.

Als Grettir in dem Alter war, in welchem anderen Knaben allerlei Aufgaben anvertraut werden, solche, die Grettirs älterer Bruder Atli gern und willig getan hatte, sprühten die ersten Funken aus dem jungen Stahl und dem grämlichen Stein, den der Alte in der Brust trug. Es hört sich für uns Sanftgewordene grausig an, wenn ein Junge, der zum Gänsehüten gezwungen wird, den Gösseln den Hals umdreht und den Gänsemüttern die Flügel bricht; wenn er einer lästigen Stute das Rückenfell mit dem Messer aufspleißt und dem eigenen Vater, wenn's ihn juckt, statt mit der Hand mit dem scharfen Wollkamm den Rücken kratzt. Ach, und wenn er keine Reue zeigt, sondern obendrein seinem Spott und seiner Wut in argen und beißenden Versen Luft macht! Es ist schwer für einen Lämmerhirten, einen jungen Löwen mit großziehen zu müssen, und auch die Hirten ringsumher werden aufmerksam, mißtrauisch und ablehnend, der junge Löwe aber leider auch. Grettir wuchs heran und wurde ein starker Jüngling, schön von Gesicht, schroff in Gebärden und spöttisch im Wort.

Grettirs Abschied

Es ist Zeit für mich, einmal herauszukommen, sagte Grettir eines Tages, und Thorkel, seiner Mutter Ziehvater, entgegnete: auch andern erschiene das so. Da hob Grettir einen Stein, neben dem sie gelagert hatten, mit beiden Händen hoch und ließ ihn langsam wieder niedersinken. Thorkel und seine Begleiter betrachteten den ungefügen Stein und den Jüngling, und die Worte blieben ihnen aus. Viel Worte machte Asmund auch nicht, als Grettir nach Hause kam. Er habe es vorausgesehen, sagte er, und wenn Grettir in seiner Bosheit beharre, so würde es für die Zukunft noch übler aussehen. Er machte dem verlorenen Sohn einen Schiffsplatz bei einem seiner Handelsfreunde aus, dem Haflidi, doch wollte er dem Grettir weder Geld noch Waffen mit auf die Reise geben, und der Abschied war sehr kühl. Aber Asdis begleitete Grettir ein Stück Wegs, und als sie voneinander-

gehen mußten, holte sie das Schwert ihres Ahnherrn Jökul unter dem Mantel hervor und gab es ihm. — Mutter, sagte Grettir, es gibt vielleicht größere Kleinode in der Welt, ihrer keines wird mir so teuer sein wie diese deine Gabe.

Grettir beschützt Thorfinns Haus

Grettir fuhr nun auf See mit einem Schiff des Freundes seines Vaters Haflidi. Eines Nachts geriet das Schiff Haflidis auf eine Schäre an der norwegischen Küste und sank. Gauvorsteher Thorfinn Karssohn rettete mit einem Boot die Besatzung. Grettir aber blieb bei Thorfinn zurück. Es gefiel ihm da, und er fragte nicht, ob er selber auch gefalle.

Zu dieser Zeit verstörte eine Räuberbande die Landschaft bis tief nach Norwegen hinein. An ihrer Spitze standen zwei Brüder, Thorir Bogensehne und Ögmund Böse, mächtige Kerle, wie Türme groß und furchtlos bis an den Königshof. Weder Jarl Hakon noch sein Bruder Svein, der jetzt sein Statthalter war, konnten ihrer Herr werden; Jarl Hakon hatte sie friedlos gelegt, aber niemand fand sich, der sie bestehen wollte. Nun hatte Bauer Thorfinn an der norwegischen Küste einen zweiten Hof, wo er das Julfest zu feiern pflegte, und er fuhr mit dreißig Männern hinüber. Sein Weib blieb zurück, da die Tochter bettlägerig war, und mit ihr einige Mägde, acht Knechte und Grettir. Den Tag vor Weihnachten war klares, schönes Wetter, Grettir saß auf einer Klippe und sah den Schiffen zu, die vorüberfuhren. Gegen Abend kam eines auf die Insel zu, mit Schilden backbord und Schilden steuerbord, und gerade auf Thorfinns Schuppen hielt es zu. Zwölf Männer sprangen heraus, holten sogleich Thorfinns großes Schiff aus dem Schuppen, an dem sonst dreißig Männer schleppten, und trugen ihr eigenes dafür hinein. Da ahnte dem Grettir, welcherart Männer sich hier selber zu Gast geladen hatten. Er nahm eine demütige Haltung an, schritt den zwölfen entgegen, begrüßte sie und fragte nach Namen und Führer, und wirklich waren es Thorir Bogensehne und Ögmund Böse mit ihren Gesellen. — Ei, rief Grettir, habt ihr aber Glück! Bauer Thorfinn ist mit allem Hausgesinde über die Jultage verreist und seine Hausfrau mit der Tochter allein. Habt ihr nicht noch eine kleine Rechnung mit Thorfinn? War er nicht dabei, als Jarl Hakon euch friedlos legte? Nun, hier ist alles, Schinken, Brot und Bier und andere Dinge, die das Herz erfreuen. Kommt mit ins Haus und macht es euch bequem! — So freundlich waren die zwölf seit ihrer Geburt nicht empfangen worden, sie dachten, hier hätten sie einen Mann gefunden, der nur darauf gewartet hätte, mit ihnen zu fahren, und der mit seinem Bauern sehr unzufrieden sein mußte. Thorfinns Weib war gerade dabei, die Wände für das Julfest zu schmücken, da trat Grettir ein und führte Thorir an der Hand und war vergnügt wie nie. Hausfrau, ich bringe dir den Bauern Thorir mit den Seinen, sagte er, sie wollen uns die Ehre antun, über das Julfest hierzubleiben, und das ist gut so, denn sonst wäre es reichlich leer bei uns gewesen. — Seine großen, klaren Augen sahen sie dabei bedeutungsvoll an, und Thorfinns Weib hätte erraten können, was er wirklich meinte, aber zornige Augen sind blind. Sie hatte den Grettir gehegt und gepflegt und gern gehabt, und nun brachte er ihr

zum Dank die Mörderbande ins Haus und verhöhnte sie obendrein. Das Blut schoß ihr wie eine Flamme ins Gesicht, und sie rief: Das sollen Bauern sein, diese Räuber und Mörder da? Und du, du bringst sie ins Haus? Ein übler Dank für Thorfinn, daß er dich nackten Spatz so lange durchgefuttert hat. — Nimm deinen Gästen jetzt die nassen Kleider ab, sagte Grettir, mich zu schelten hast du noch lange Zeit. Und Thorir lachte breit und schmutzig: Hausfrau, du und deine Töchter sollen alles haben, was ihr begehrt, jede kriegt ihren Mann ins Bett, und du sollst Thorfinn nicht entbehren. — Das ist bieder gesprochen, sagte Grettir, Frau, ihr habt keine Ursache, euch zu beklagen. — Als Grettir sich so von Ehre und Anstand lossagte, stürzten Thorfinns Weib die Tränen der Scham und Trauer aus den Augen, und hinter der Tür hob auch ein Schluchzen an von denen, die gehorcht hatten, und dann liefen die Frauen fort in ihre Kammern. Grettir und die zwölfe lachten hinterdrein, und dann nahm Grettir selber die nassen Gewänder und bekam auch die Waffen, da jeder ihm traute, und trug alles beiseite und holte Speise und Bier und abermals Bier und erzählte und sang so lustig und laut, daß das ganze Haus von Gelächter und Freude erfüllt schien. Sie waren schon tief im Trunke, da sagte Thorir Bogensehne: Nie war ein Fremder mir so hold wie du, sage, was willst du für einen Lohn von uns? Und Grettir: An Lohn habe ich noch nicht gedacht, doch wenn wir beim Abschied immer noch Freunde sind, so kann es sein, daß ich als euer Geselle mit euch ziehen möchte. — Das wurde mit großem Freudengeschrei aufgenommen, und sie wollten sich dem Grettir sogleich durch Eid verbrüdern; aber Grettir verwies sie und meinte, es sei kein Ernst in dieser Trunkenheit und hätte Zeit bis zum nüchternen Tage. Da könnten sie zeigen, ob sie es noch so gut mit ihm meinten. Thorir saß mit glasigen Augen da und lallte, er wolle jetzt der Hausfrau sein Versprechen halten. Darauf ging Grettir aus der Stube und rief: Geht in eure Betten, ihr Frauen, so will es der Bauer Thorir. — Ein schmerzliches Geheul wie von Tieren antwortete ihm, und hätten die Wünsche der Frauen Kraft gehabt, so müßte Grettir spornstreichs in die Hölle gefahren sein. So aber blieb ihm noch Zeit, die zwölf in ein Nebenhaus zu locken, um die Schätze und Kleinodien Thorfinns zu betrachten, und sie stießen sich und neckten sich unterwegs und merkten gar nicht, daß Grettir sie verlassen und eingeschlossen hatte. Grettir stürzte ins Haus und rief nach der Hausfrau; aber niemand antwortete ihm, denn sie hielten ihn für den schlimmsten Teufelsbraten. — Ich brauche Waffen, schrie er, hier ist ein Fang zu tun! — Da schlug Thorfinns Frau das Herz bis zum Halse, und sie wies ihm Helm und Brünne und Speer und Schwert über Thorfinns Bett und rief die Knechte, daß sie Grettir folgten; aber vier standen feige beiseite, und nur vier nahmen ihre Waffen und gingen zaghaft hinter Grettir drein. Inzwischen hatten die Räuber halbwegs gemerkt, was mit ihnen geschehen war, sie brachen den Bretterverschlag, der die Häuser trennte, entzwei; das machte Mühe und Lärm genug, aber dann mußten sie einzeln durch einen schmalen Gang ein paar Stufen hinauf, und der Berserkerzorn kam über sie, und sie heulten wie hungrige Wölfe und liefen vor. Da stand Grettir, und als er Thorir schon über die Schwelle treten sah, warf er den riesigen Hakenspeer mit beiden Händen nach ihm, daß er ihm durch die Brust drang und weit aus dem Rücken schoß, und die Spitze fuhr dem Ögmund

in die Brust, da er nachdrängte und so sich selber aufspießte. Aber die zehn schoben die toten Führer als Schild vor sich her und quollen zu beiden Seiten hinter den Leichnamen hervor und nahmen als Waffen, was sie packen konnten, und drängten den Grettir vors Haus. Vier erschlug er da, da liefen die sechs in den Schuppen und nahmen die Ruder als Knüttel — zitternd standen die Knechte und wagten sich nicht gegen die Unholde; aber Grettir tötete zwei im Schuppen, indes die vier entsprangen. Grettir hatte selber böse Schläge bekommen, er taumelte schon, aber er raffte sich auf, und purpurn brannte der Sieg in seinem Herzen. Zwei ereilte er noch an Auduns Schuppen, dann ließ er ab, denn die Nacht war rabenschwarz geworden, und ein Schneetreiben hatte eingesetzt, so daß er kaum nach dem Hofe fand. Er sah Licht in allen Fenstern, das hatte die Hausfrau sorglich für ihn anzünden lassen; und sie trat ihm an der Tür entgegen und legte ihm die Hände auf die Schultern und weinte und dankte ihm. — Jetzt nennst du mich einen Helden, sagte Grettir, bin ich nicht der gleiche, den du gestern abend schaltest? — Verzeih mir, sagte sie, meine Augen haben dich nicht erkannt. Nimm alles, was ich dir zu geben vermag und du in Ehren nehmen kannst, bis Thorfinn kommt und dir deine Taten besser lohnt. — Der Lohn eilt nicht, sagte Grettir und legte sich mit den Waffen zu Bett. Anderntags sammelten sie die Leichen und fanden auch die zwei, die Grettir entronnen waren, tot vor Kälte und Wunden, und so hatte der eine Mann die zwölfe erschlagen, vor denen ganz Norwegen gebebt hatte.



Unbekümmert um sein eigenes Schicksal, selbstlos kämpfend für seine Freunde und seine Sippe, geht der germanische Mensch durch die Welt - Grettir in der Saga ebenso wie Siegfried und Parzival.



Ebenbürtigkeit in der germanischen Ehe

Wir können nicht von germanischer Gesittung sprechen, ohne auf ihren Urgrund einzugehen, den Urgrund, der Voraussetzung, speisende Quelle und auch bereits sittliche Tat zugleich ist. Alle germanische Gesittung nimmt ihren Ausgang vom Blutsbewußtsein, dem Blutsgedanken und der bejahten Blutsverpflichtung. Sittlichkeit aus Sippenpflicht könnte man die germanische Gesittung kurz bezeichnen. Das Wissen um das Lebensgesetz von Blut und Vererbung hatte unsere naturnahen und naturwilligen Ahnen zu einer Lebensführung gebracht, um deren Instinktsicherheit sie zu beneiden sind.

Die Erfüllung des Blutsgesetzes, das nach germanischer Auffassung Wahrung und Reinhaltung des Blutes forderte, galt dem germanischen Menschen als Gebot eines über ihm stehenden göttlichen Willens und als Gebot der Ahnen, denen er das Bluterbe als Nachfahre dankte, das er unangetastet zu hüten hatte. Solches Denken bestimmte unterschiedslos Mann und Frau, ja, es will öfter so scheinen nach unseren Quellen, als ob es in der germanischen Frau besonders stark lebendig war.

Bluts- und Zuchtgedanken, wie sie in der germanischen Frau lebten, äußerten sich vornehmlich in drei Formen: dem Blutsstolz, der Ahnenverbundenheit und Ahnenverpflichtung und der Sippenpflege. Diese drei verschiedenen Auswirkungen des Blutsgedankens hängen naturgemäß auf das engste untereinander zusammen und sind oft nicht voneinander zu trennen.

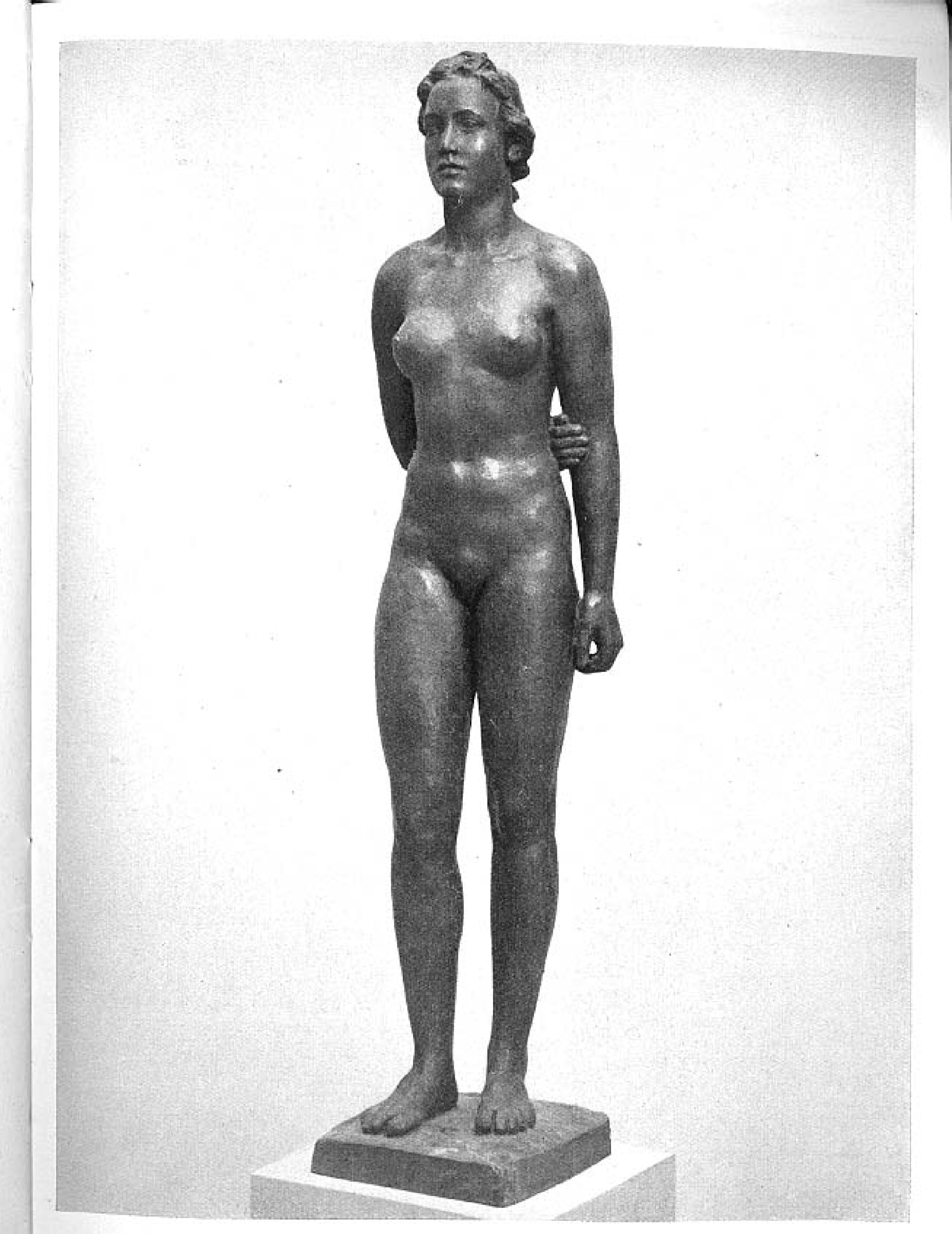
In dem Augenblick, in dem das germanische Mädchen in die Gestaltung seines Lebens und seiner persönlichen Zukunft eingreifen kann, bei der Gattenwahl und Eheschließung nämlich, wird es geleitet von Blutsstolz und Ahnenverantwortung und dem Gedanken an die zukünftigen Kinder. Es wählt den Ehegatten daher nach seinem blutsmäßigen Wert, prüft das Geschlecht, dem er entstammt, und seine persönliche Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit. Reichtum kann z. B. den minderen blutsmäßigen Wert niemals aufwiegen. Es kommt des öfteren vor, daß ein zu Gut und Geld gekommener Mann aus geringerem und als minderwertiger erachtetem Geschlecht als Freier von einem blutsstolzen Mädchen und ihrer Sippe abgewiesen wird, da eine solche Blutsverbindung nicht als glücklich angesehen wird. Das gute Blut gilt eben als höchstes Gut.

Wie stark der Bluts- und Zuchtgedanke bei der Eheschließung der Frau mitschwingt, lehrt das Beispiel der jungen Thorgerd, Egils Tochter. Olaf Pfau, der sich durch seine Taten, seinen Charakter, seine Schönheit und seinen Reichtum einen Namen gemacht hatte und überall im Lande gerühmt wurde, wirbt um dieses Mädchen aus einem der ersten und bewährtesten Geschlechter. Olaf Pfaus Mutter ist aber eine Kriegsgefangene, die als Magd verkauft worden war, sein Vater ist ein großer und berühmter Bauer. Wie sich herausstellte, ist die Mutter Olafs niemand anders als die

Tochter des Irenkönigs. Olaf wird von seinem königlichen Großvater auch anerkannt, kehrt sozusagen blutsmäßig legitimiert in die Heimat zurück. Erst jetzt unterfängt er sich, um Thorgerd zu werben, als Magdsohn wäre es sowieso von vornherein unmöglich gewesen. Wie alle anderen hat Thorgerd natürlich auch von dem Gerücht über die königliche Abstammung von Olafs Mutter gehört. Trotzdem ist sie entrüstet, als ihr Vater Egil, bei dem Olaf um sie geworben hat, ihr Olafs Wünsche vorträgt. Egil nimmt die Werbung, die ihm Olafs Vater vorträgt, wohl auf und erwidert ihm: „Ich weiß auch, daß du ein Mann von bester Herkunft und hochgewachsen bist, und Olaf ist berühmt durch seine Reise. Es ist nicht zu verwundern, daß Männer wie er ihren Blick über das Naheliegende hinaus richten, denn es mangelt ihm nicht edle Abkunft und gutes Aussehen, aber doch muß ich dieses erst mit Thorgerd besprechen, denn es wäre keinem Manne möglich, Thorgerd ohne ihren Willen zu bekommen." Thorgerd erwidert dem Vater, der für Olaf spricht: „Das habe ich sagen hören, daß du mich am liebsten habest von deinen Kindern, aber nun, meine ich, bewährst du das nicht, da du mich mit dem Sohne einer Magd verheiraten willst, mag er auch stattlich sein und noch so prächtig auftreten." Egil sagte: „Du bist in dieser Sache nicht so gut unterrichtet wie in anderen; hast du das nicht gehört, daß er der Tochtersohn des Irenkönigs Myrkjartan ist? Er ist viel edler geboren mütterlicherseits als von der Vaterseite her, und die würde uns auch schon durchaus ebenbürtig sein." Thorgerd schien das nicht anerkennen zu wollen. Nun brachen sie das Gespräch ab, und jeder blieb bei seiner Meinung. Der Blutsstolz der Tochter scheint hier noch stärker zu sein als des Vaters Blutsbewußtsein, das doch auch die Ebenbürtigkeit als entscheidend für die Eheschließung hinstellt. Erst als Thorgerd Olaf selbst kennenlernt und sich von seinem edlen Wesen und adeligem Äußeren überzeugt, willigt sie ein, ihn zu heiraten. „Olaf nannte seinen Namen und den seines Vaters. ‚Du (Thorgerd) wirst denken, daß der Magdsohn frech geworden ist, weil er es wagt, neben dir zu sitzen und mit dir zu reden.' Thorgerd antwortete: ‚Du wirst dir wohl bewußt sein, schon kühnere Wagnisse bestanden zu haben, als mit Frauen zu reden.' Darauf kamen sie ins Gespräch und unterhielten sich den ganzen Tag. Nicht hörten andere, was sie miteinander redeten. Und ehe ihr Gespräch zu Ende ging, wurden Egil und Höskuld (die beiden Väter) herzugerufen. Da kam die Rede noch einmal auf Olafs Werbung. Thorgerd schloß sich jetzt der Entscheidung ihres Vaters an. Nun war die Sache erledigt, und die Verlobung fand gleich statt." (Laxd.)

Ähnliche Beispiele sind immer wieder in den alten Überlieferungen anzutreffen. Häufig lehnt ein germanisches Mädchen die Heirat mit einem Manne ab, weil er nicht aus gutem Geschlecht stammt, weil sein Blut ihr nicht so hochwertig scheint wie das ihre und weil sie sich den Vorfahren wie den Enkeln gegenüber verpflichtet fühlt, dieses kostbarste Erbe unversehrt zu erhalten.

Wenn die Königin Brynhild — uns allen aus dem deutschen Nibelungenlied bekannt — nur den tapfersten ihrer Bewerber heiraten will, der sich durch die Tat, d. h. hier den Wettkampf, beweisen muß, so sprechen auch hieraus Blutsstolz und Zuchtgedanke. Der Wettkampf, den Brynhilde vor jede Werbung um sie stellt, ist ein Auslesekampf, der ihr den Ersten und Edelsten, den ihr Ebenbürtigen weisen soll. Auch die germanische Brynhilde



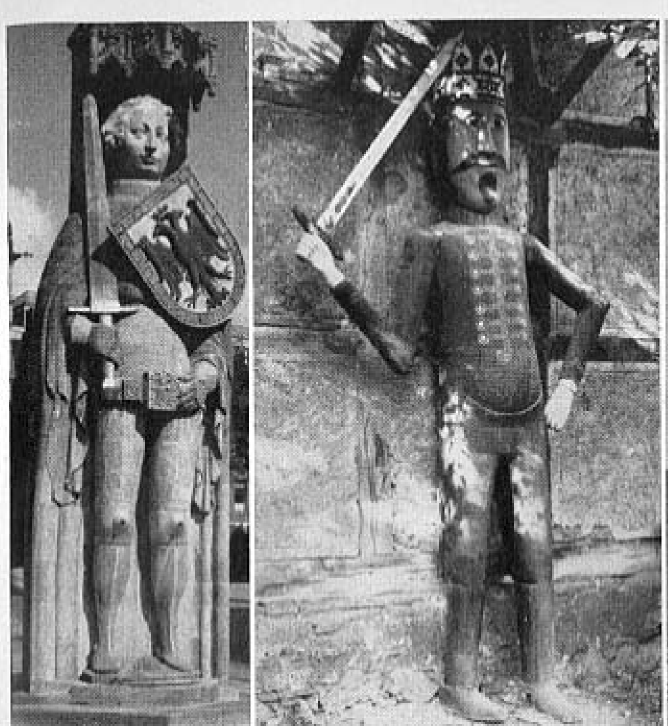




Belgern



Nordhausen

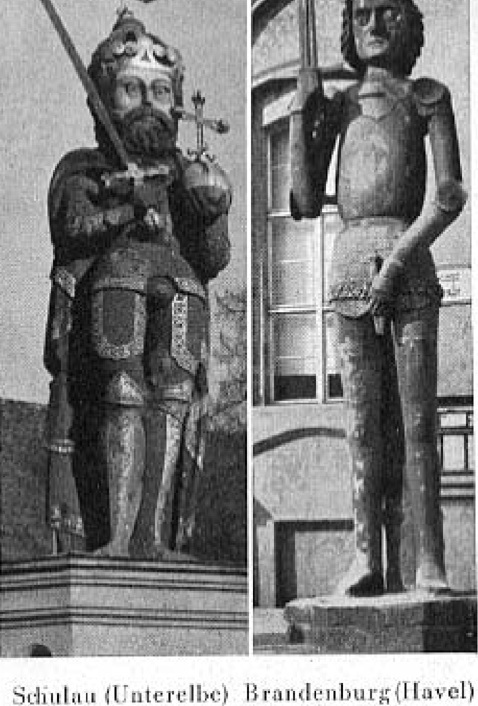




Bremen



Questenberg



Schulau (Unterelbe) Brandenburg (Havel)

Der Roland als Wahrzeichen des Reiches

In vielen Städten Europas, in denen einmal deutsches Recht galt und heute wieder gilt, steht auf dem Markt oder am Rathaus der Roland. Seit Jahrhunderten steht er dort, das entblößte Schwert emporgereckt, eine ehrfurchtgebietende Figur, ein stolzes Wahrzeichen des Reiches.

In erstaunlicher Frische hat sich die Achtung der Einwohner diesen Gestalten gegenüber bis heute erhalten, obwohl ihre ursprüngliche Bedeutung als Gerichtswahrzeichen längst dahingeschwunden ist. Man kann sie betrachten als Schutzgeister, als Mahnmale des Reichsgewissens, Furcht einflößend den schwankenden Gemütern, bestätigend die starken Herzen, denen die Sache des Reiches die eigene Sache ist.

Es wäre eine verlockende Aufgabe für unsere Künstler, in den neu hinzugekommenen Städten den Hoheitsgedanken des Reiches durch ähnliche standfeste Bilder auszudrücken. Wenn solche Figuren jedoch ihre Wir- … zwingend, dann ist aller-

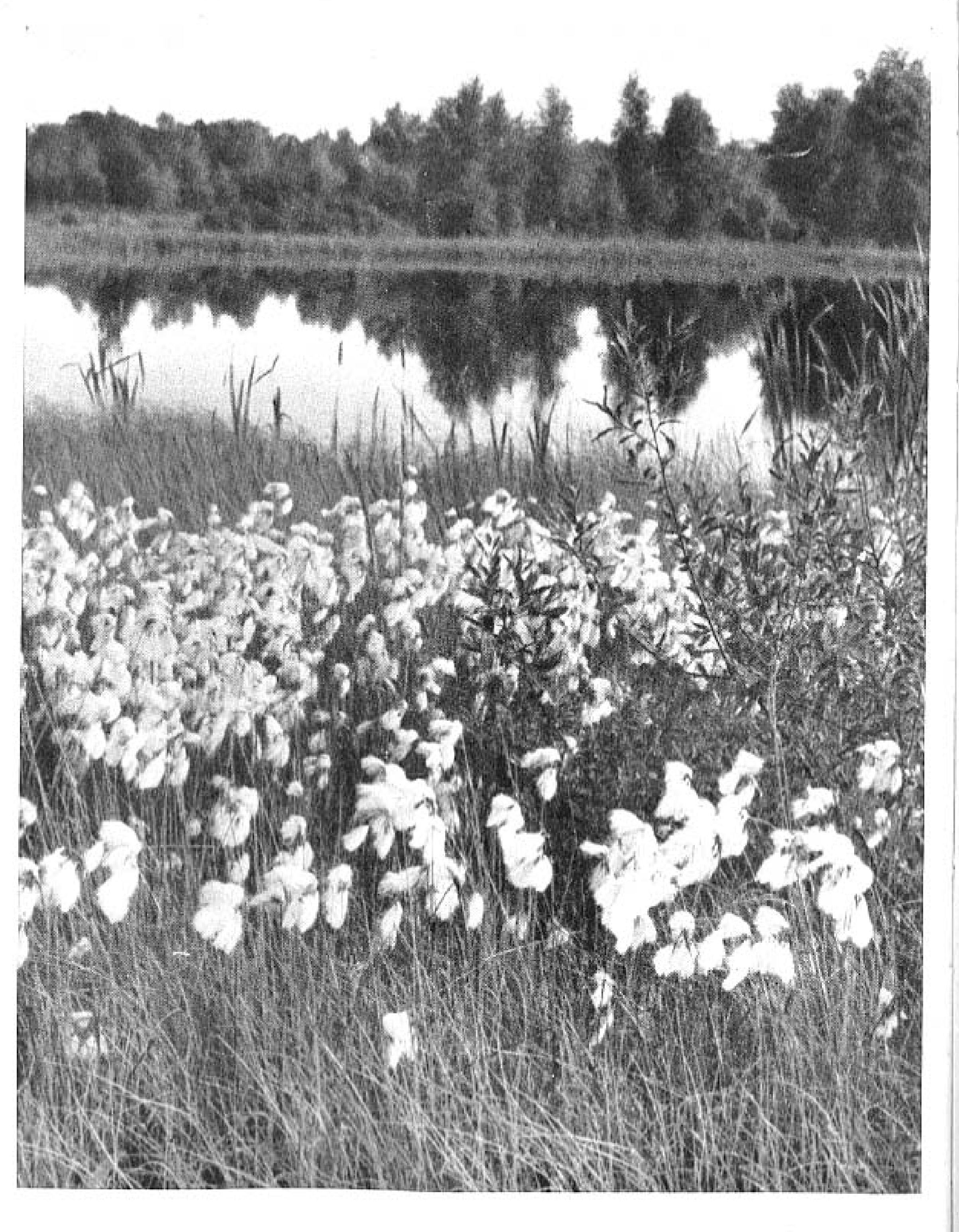
dings Voraussetzung, daß sie so ehrlich und geraden Sinnes geschaffen werden wie die alten.

Den Männern, die jene Rolande aus dem Holz oder dem Stein herausgehauen haben, war es nicht darum zu tun, Kunstwerke zu schaffen. Es waren meist wohl auch schlichte Handwerker, die sich gar nicht Künstler nannten. Sie hatten nur den einen Willen, eine mannhafte Figur mit einem Schwert hinzustellen, der man ansah, daß sie im Auftrag der Reichsgerichtsbarkeit dastand. Weil sie selbst von diesem Auftrag zutiefst überzeugt waren und sie den Gedanken „Das Reich" als Kern ihrer eigenen Person in sich trugen, wurden diese Rolande Manifestationen des Reiches, die uns heute noch stark bewegen.

Und weil sie ohne jede Nebenabsicht nur als das geschaffen wurden, was auszudrücken ihre Aufgabe war, steckt trotz ihrer scheinbaren Primitivität mehr an zeitlosem künstlerischem Gehalt in ihnen als in so manchem Denkmal, das „um der Schönheit oder um der Kunst willen" in Auftrag gegeben und geschaffen wurde.

Wir werden heute vielleicht den Roland nicht mehr im mittelalterlichen Panzer darstellen. Es wird wohl unserem Empfinden mehr entsprechen, ihn nackt darzustellen, aber ebenso mit steil emporgerichtetem Schwert in der Faust, das Hakenkreuz auf einem Schild oder einem Sockel angebracht.





Blühendes Wollgras / zum Aufsatz „Kämpfende Schöpfung"

ist nur ein weiteres Beispiel für das bluts- und zuchtgerichtete Denken der germanischen Frau. — Der Streit der Königinnen Brynhild und Kriemhild ist ebenfalls nur von germanischer Lebensschau und germanischem Denken her voll zu verstehen. Brynhild und Kriemhild streiten nicht, wer von ihren Männern der Reichste, der Mächtigste oder der Schönste sei, sondern wer von den Männern der Erste, der Tapferste und der Edelste ist. Auch hinter diesem Streit, dem viele ähnliche aus dem Leben germanischer Bäuerinnen, wie es die Sagas schildern, an die Seite gestellt werden können, steht letzten Endes der Bluts- und Zuchtgedanke.

In den Sagas erleben wir es, daß immer dann, wenn eine blutsstolze Frau mit einem Manne minder guten Blutes verheiratet ist, was zwar selten, aber manchmal eben doch vorkommt, daß sie sich dann für schlecht verheiratet hält und alles darauf anlegt, diese Ehe bald wieder zu lösen.

Margarete Schaper-Haeckel

Kämpfende Schöpfung

Weite Stille liegt über dem Moor. — Und doch schwebt ein Lied darüber hin.

„Ein leises Lied, ein stilles Lied,
ein Lied, so leis und so lind.
Wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
wie ein Wollgrasflöckchen im Wind."

Hermann Löns.

Wessen Ohren fein sind und scharf, der kann es erlauschen, dieses leise Lied unserer weißflockigen Moore. Die Wollgrasbüschel singen es vom Frühjahr bis zum Herbste, singen es, während ihre Samen reifen.

Ein Märchen erzählen diese Wollgrasmütter ihren Samenkindern in dieser Zeit, da sie den Heranwachsenden voll Eifer das seidenweiche Kleid spinnen, jenes besonders für sie angelegte Kleid, das sie hinaustragen soll in die Welt des harten Kampfes. — Es war einmal — — —.

Aber dieses Märchen der Wollgrasmütter ist Geschichte. Es ist tatsächliche Geschichte, die die Urahnen einst erlebt haben, allerdings vor vielen, vielen Jahrtausenden.

Und eben diese Geschichte ist es, die in jedem Jahre, das da kommt, die Wollgrasmütter ihren zahlreichen Kindern erzählen, damit auch die kommenden Geschlechter wissen, wie die Vorfahren für sie gekämpft, als sie mit aller Kraft um die Erhaltung des Erbgutes gerungen.

Es war einmal — — —.

Es gab wirklich einst eine Zeit, da wuchsen auf unsern deutschen Mooren keine Wollgrasbüschel, die das dunkle Moor zum weißschäumenden Meere machen.

Wollgräserheimat ist der ferne Norden.

Wollgräser lieben Nässe und Kälte.

Weit, weit im Norden ist das Land ihrer Urväter. Sie gehören zu den am weitesten gegen das ewige Eis vorgeschobenen Posten der Pflanzenwelt.
Wenn dort im äußersten Norden zur Zeit der Mitternachtssonne Schnee und Eis schmelzen und die Erde unter ihnen für wenige Wochen freigeben, dann wachsen und blühen hier in all den Tümpeln die Wollgräser und tragen Frucht.
Es war einmal — — —.
Damals, in jener Zeit, von der die Wollgrasmütter erzählen, wurden die wenigen Sommerwochen hoch im Norden noch weiter gekürzt. Immer mehr schrumpften sie zusammen.
Schließlich war die eisfreie Zeit des Jahres so kurz, daß kaum ein Wollgras mehr reife Samen hinaussenden konnte ins Land. Es wurde immer schwerer, für den Fortbestand der Art zu sorgen. Fast war es unmöglich, das Vätererbe weiterzugeben an ferne Geschlechter.
Dann kamen Jahrhunderte und Jahrtausende, in denen schmolz das Eis überhaupt nicht mehr fort. Vielmehr wurde die Eisdecke dicker und mächtiger von Jahr zu Jahr.
Alles Leben dieser Gegend war vernichtet, erfroren. Nur die kleine Schneealge überdeckte hier und da oft weite Flächen mit dem Rot ihrer ungezählten Körper.
Bevor aber der eisige Tod jenes Gebiet umkrallte, in dem die nördlichen Wollgräser wohnten, hatten es doch einige von ihnen fertiggebracht, mit ihren letzten Kräften auch in den stark verkürzten Sommer etliche Samen hinauszusenden mit der Aufgabe, eisfreies Land zu suchen und dort zu keimen und zu wachsen und neue Geschlechter zu zeugen.
Alle jene Samen, welche wieder weiter nach Norden verschlagen wurden, gingen in dem tausendjährigen Eise zugrunde wie ihre Vorfahren.
Doch das waren die wenigsten.
Denn damals wehte eisiger Nordostwind, und dieser trug die Samen südwärts, eisfreier Erde zu.
Manche Samen fanden braunen Boden, keimten und wuchsen und trugen Frucht.
— — — — —
Doch auch das Eis drang weiter nach Süden, verkürzte die Sommer dort und überdeckte schließlich auch dieses Land für lange Jahrtausende.
So wiederholte sich das gleiche, was lange Zeit vorher weiter im Norden geschah: Wollgräser kämpften mit letzter Kraft um den Fortbestand ihrer Art.
— — — Und sie siegten. — — —
Die einzelnen Pflanzen starben zwar, aber die Art lebte weiter südwärts durch ihre Samen von neuem auf. So kamen die Wollgräser bis in unser Vaterland.
Doch auch hier wurden sie aus dem nördlichen Teil wieder vertrieben, mußten weiter wandern bis nach Mitteldeutschland.
In all den Ländern, die die Wollgräser durchzogen, gab es viel Elend und große Not. Pflanzen, die weniger Kälte vertragen konnten als die Wollgräser und darum ursprünglich viel weiter südlich Fuß gefaßt hatten, waren ebenfalls auf die gleiche Weise vor dem Eise geflohen wie das Wollgras: Die neuen Samen mußten stets weiter im Süden keimen.

Und die alten Mutterpflanzen starben, obschon sie vielleicht noch Kraft in sich bargen zu jahrhundertelangem Leben; denn es waren starke Bäume darunter, ja, nicht nur einzelne Bäume, ganze Nadelwälder wie auch Laubwälder verkümmerten und gingen zugrunde. In all den Gegenden, die die Wollgräser durchwandern mußten, waren diese oder ähnliche Dinge geschehen.
Die todgeweihten Wollgräser zeugten überall neue Samen. Aber weiter im Süden, wo die Samen keimten, in Mitteldeutschland, herrschte noch entsetzlichere Not. Hier konnten die Pflanzen dem grimmigen Frost nicht weiter ausweichen zum Süden hin; denn dort im Süden türmten sich die Alpen mit ihrem ewigen Eis und Schnee. Auch von diesen waren die Gletscher immer weiter ins Tal gekommen, geradeso wie von den Hängen der norwegischen Gebirge. Vor den Alpengletschern flüchteten die wärmeliebenden Pflanzen gen Norden, vor den nordischen Gletschern flüchteten sie nach Süden. In Mitteldeutschland trafen die Flüchtlinge des Südens und des Nordens zusammen.
Eine weitere Flucht war unmöglich. So starben hier ungezählte Pflanzen. Aber nicht nur die Einzelpflanzen starben, hier gingen ganze Arten zugrunde. —
Aber das Eis vom Norden und Süden rückte nicht so weit vor, daß ganz Deutschland in eine vieltausendjährige Decke gehüllt worden wäre. In Mitteldeutschland blieb ein Gebiet, das noch eisfreie Sommer hatte. Hier hielten sich die Wollgräser. Hier überdauerten sie die Eiszeit. Von hier aus rückten sie wieder schrittweise ihrer nordischen Heimat zu, als das Eis zurückging.
Doch es blieben auch noch Wollgräser in den Sümpfen und auf den Mooren Deutschlands zurück und dienten hier der Erhaltung und Vermehrung ihrer Art. Sie sind es, die alljährlich unsere dunklen Moore in ein weißschäumendes Meer verwandeln.
— — — — —
Von diesem Eiszeitgeschehen geht ein Raunen durchs Moor. Das ist das leise Lied, das heimliche Erzählen, das über dem Moore schwebt vom Frühjahr bis zum Herbste. Ein Heldenlied von den Wollgräsern aus ferner Zeit ist es.

Einmal

Meiner Ahnen Land, du!
Alle Väter gingen zur Ruh,
wurden Erde und standen auf
wieder aus dir!
Einmal endet auch mein Lauf.
Lieg' ich dann hier
oder irgendwo
weit in der Ferne,
daß keiner mich findet,
nur die Sterne,
die droben sind?
Wo es auch sei,
auch über mich
geht einmal der Pflug,
auch aus mir
sprossen einmal die Ähren,
und über die Schollen
streicht leise der Wind.

FLORIAN SEIDL

»Alle Dinge sind in Ordnung gesetzt«

Vom Menschen und Werk des Arztes und Gottsuchers Paracelsus

Paracelsus war einer der leidenschaftlichsten und dämonischsten Führer des deutschen Volkes, und darum berührt er uns auch so tief menschlich. Durch Höhen und Tiefen, durch Freude und Leid, durch Schmach, Verleumdung und Elend, aber auch durch Macht und Ruhm führt ihn sein Weg. Doch er ist immer ein Einsamer geblieben. Er konnte nirgends eine Heimat finden. Früh schon beginnt sein Wandern, das ihm zum Schicksal wird. Unstet durchzieht er die Welt, durchreist fast ganz Europa, sucht brennenden Herzens nach den letzten Geheimnissen der Natur. Er horcht auf das einfache Volk; den Waldbauern, Köhlern und alten Frauen lauscht er ihr Wissen ab. Er setzt sich zu den Schäfern und Quacksalbern und lernt von ihnen. In Sturm und Wetterschlägen erarbeitet er seine Ideen. In Regen und Schnee zog er, ein ruheloser Wanderer, durch die deutschen Lande, nur begleitet von seiner Kunst, dem Arzttum. Das war ihm aber Schicksal und Auftrag zugleich. Erst im Tode fand dieser „Landfahrer und Vagabund", wie er sich selbst einmal genannt hat, seine Ruhe. 1541 ereilt ihn in Salzburg — 48jährig und viel zu früh — der Tod. Das einfache Volk wollte es nicht wahrhaben, daß dieser große Arzt nicht mehr lebte, daß es nicht mehr zu ihm kommen konnte, um bei ihm Hilfe in Not und Krankheit zu holen. Doch seine Gedanken und Ideen haben die Jahrhunderte überdauert und sind in unserer Gegenwart lebendiger denn je aufgebrochen.

Vielfältig sind die Erkenntnisse, die Paracelsus, dieser schwäbische Arzt und Gottsucher, errungen hat. Entscheidend ist sein Grundsatz, daß nur die Natur lebendige Antwort geben kann auf die vielen Fragen, die das menschliche Herz erfüllt. Er verachtet die scholastischen Spießbürger und „Polsterdoktoren", die ihre Weisheit aus Büchern holen, auf denen der Staub der Jahrhunderte liegt. „Die Geschöpfe sind die Buchstaben, und wer die Natur erforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Schrift wird durch die Buchstaben, die Natur aber von Land zu Lande erforscht." Seine klaren und hellen Augen sind dabei seine stärkste Waffe.

Paracelsus hat mit den alten Methoden der Wissenschaft gebrochen. Sein Weg der Naturerkenntnis war ganz neu und einmalig. War bisher Gott der Ausgangspunkt alles Schaffens gewesen, so wird es nun die Natur und mit ihr der Mensch. Er ist erfüllt von der Ehrfurcht vor der Natur, die die tragende Macht alles Lebens ist. In ihr sah er überall Maß, Ordnung und Gesetz, und er fand, daß sowohl im Stein am Bach wie in den Sternen am Himmel, in der Pflanze auf der Wiese wie im Menschen, überall die gleiche göttliche Kraft lebt und wirkt. Der Mensch aber ist nichts anderes als die Welt im kleinen, der Mikrokosmos. Damit ist er aber auch denselben göttlichen und ewigen Gesetzen unterworfen, wie sie in der Natur lebendig sind. Dieselben Gesetze, nach denen die Sterne ihre Bahnen ziehen, die Pflanzen wachsen und die Tiere um ihr Leben kämpfen, gelten auch für den Menschen. So ist jeder Mensch den unerbittlichen Zusammenhängen und Gesetzen des Lebens unterworfen. Menschengesetze und Naturgesetze sind identisch. Wer aber aus diesen ewigen Ordnungen des Lebens heraustritt, der geht zugrunde, wie der Baum zugrunde geht, den man entwurzelt. Oft hat Paracelsus voll Leid und Hoffen gerade in den Sternen Antwort auf seine Frage gesucht. In ihnen, die fern von allem Menschlichen in großer Einsamkeit ihre Bahnen ziehen, offenbart sich Gottes Größe und Ewigkeit am deutlichsten. Mit den Sternen fühlt er sich schicksalsmäßig verbunden. Für den Menschen als Mikrokosmos wird damit auch das Weltenschicksal zum Menschenschicksal. Die Gesetze des Universums werden zu Gesetzen des Ich.

Die neuartige Stellung zur Natur und zum Kosmos bedingt auch sein Verhältnis zur Religion und zu Gott. Das Leben ist eine Fülle an Wundern des Geistes. Alles ist im Fluß, alles ist ewiger Wandel, weil alles Leben ist. Das Leben ist aber Gottes Schöpfertätigkeit. Damit ist die Welt die große Gegenwart Gottes, und damit ist auch diese Erde gottbeseelt. In der Schönheit und Herrlichkeit der Natur verehrt er seinen Schöpfer. In der Naturerkenntnis verrichtet er Gottesdienst im besten und tiefsten Sinne. So wird die Natur und mit ihr der Mensch heilig gesprochen. Die Natur ist für Paracelsus die letztlich gültige und herztiefe Bindung. Das Gesetz, das Gott in die Natur gelegt hat, hat er auch in den Menschen gelegt, und wer nach diesen Naturgesetzen lebt, lebt sittlich. Damit wird zur heiligsten Pflicht und Forderung dieses Tages die Treue zum eigenen Wesen. „Wer sich selbst treu bleibt, der fällt nicht." Das ist das große Sittengesetz, das uns Paracelsus gab. Er besaß die instinktive Sicherheit, daß die Stimme des Herzens Gottes Stimme ist. Er fühlte sich geborgen im All, in Gott, fühlte sich eins mit der Natur.

Im Grunde erlebt Paracelsus seine Weltanschauung als einen heroischen und bejahenden Aufbruch der Gotteswirklichkeit in ihm, in der Natur, ja in der ganzen Welt. Gott ist nicht nur der Schöpfer der Welt, er ist auch der innerweltlich Gestaltende, die Lebens- und Ordnungsmacht. „Alle Dinge sind in Ordnung gesetzt." Damit ist die Welt gut, wie der Mensch auch gut ist, und „rein und keusch kommen wir vom Mutterleib". Weil aber alle Dinge göttliche Werke sind, darum ist die Erde nichts Verachtenswertes. So steht er in krassem Gegensatz zum Christentum seiner Zeit.

Damit, daß sich Paracelsus zu den Gesetzen des Lebens bekennt, bekennt er sich auch zum Kampf als dem Ausdruck des Egoismus des Lebens, der uns überall begegnet. Was dem Leben entgegensteht, muß fallen. Was fallen muß, muß aber vollends gestoßen werden. So läuft er Sturm gegen alles Schwache und Dekadente. Er war der erste, der gegen die Leibesverachtung des Christentums Front machte, der schon auf die Gefahr der Erbkranken hinwies und deren Vernichtung forderte.

Worin liegt aber für Paracelsus der Sinn des Lebens, und was ist die Aufgabe des Menschen? „Niemand ist frei von der Arbeit, niemand wird durch Müßiggang geadelt." „Die Hände sind zur Arbeit geschaffen, nicht zum Segnen." Damit lehnt er auch die Priester und Mönche ab. „Sie predigen um Geld, sie fasten um Geld." „Das Bethaus ist im Herzen." Er fordert produktive Arbeit im Dienste an Volk und Staat. In der Arbeit sieht Paracelsus den Sinn des Lebens und in einem Sozialismus der Tat und nicht des leeren Wortes.

Fast zu allen menschlichen Lebensbereichen hat Paracelsus Stellung genommen. Er fordert ein Recht, das im Volk wurzelt und aus der lebendigen Ordnung des Lebens geboren ist.

Er nimmt Stellung gegen das Zölibat in scharfen und harten Worten. Auch die Ehe ist ein Naturgesetz, auch sie gehört zur göttlichen Ordnung der Welt. „Die Frucht deines Leibes ist gesegnet, nicht deine Jungfrauschaft." In der Ehe wird die Sehnsucht nach der Ganzheit erfüllt, vor dem Muttertum haben wir uns in Ehrfurcht zu beugen.

Er macht Front gegen das Judentum, wohl wissend, daß eine fremde Kultur und fremder Geist dem eigenen Volk schadet, und aus der Erkenntnis heraus, daß nur die Bindung zum Boden fruchtbar ist. Wo hat aber der Jude die Heimat?

Was Paracelsus zu seinen großen Heilerfolgen verhalf, war die Erkenntnis von der innigen Verwobenheit des Menschen mit Natur und Kosmos. Der Lebensrhythmus des Alls und der Lebensrhythmus des Menschen laufen parallel, auch der Mensch ist wie die ganze lebendige Natur in das jahreszeitliche Geschehen eingeordnet, auch er hat seine Jahreszeiten, in wörtlicher und übertragener Bedeutung. Daher muß auch jede Krankheit für sich behandelt werden, denn jeder Krankheit kommt ein einmaliger Charakter zu. Jede Verallgemeinerung in der Behandlung des Kranken lehnt der große Arzt ab. Die seelischen Kräfte, die menschlichen Beziehungen zwischen Arzt und Kranken und der Gesundungswille sind von entscheidendem Einfluß. Aber nicht nur Körperbau, Gestalt und Aussehen, auch die Umwelt — und nicht nur die irdische, auch die kosmische Umwelt —, in die der Kranke hineingestellt ist, ist für die Erkenntnis der Krankheit und das Heilverfahren von entscheidender Bedeutung. Paracelsus geht sogar so weit, daß er den Ursprung der Krankheit vorwiegend im Geistig-Seelischen sucht. Die Liebe aber war für ihn der beste Wegweiser zu des Kranken Herz gewesen und damit auch für dessen Gesundung.

Bis zum Tode ist Paracelsus ein Einsamer geblieben. Er hat immer geglaubt, daß man durch Großmut und Entgegenkommen die kleinen Geister verpflichten könne, aber es war nur ein Glaube. Schweigend drückte er sein Leid in sich hinein. Willig und demütig ergab er sich seinem Schicksal. Ja, er liebte es, weil es im Einklang mit den Gesetzen des Lebens stand, denn Werden und Vergehen als das große Gesetz der Natur gilt auch dem Menschen. Die ewige kosmische Ordnung, daß alle Dinge zu ihrer Zeit ihre Ernte und ihren Herbst haben, erfüllt sich auch in ihm. Der Mensch nimmt erst dann Abschied, wenn sein Werk vollendet ist. „Keiner stirbt vor der Zeit seiner Frucht." Das war sein Glaube.

Und doch hat Paracelsus, obwohl sein Leben Einsamkeit, Kampf und Sehnsucht war, das Leben geliebt mit der ganzen Kraft seines großen Herzens. Er stand mitten im Leben, er bekannte sich zu dieser schönen blühenden Erde, er sagte ja zum Leben trotz allem Leide.

Auch Paracelsus war ein Kind seiner Zeit, konnte sich nicht freimachen von den vielerlei Aberglauben. Aber er hat auch die Magie und Kabbalistik, die Astrologie und Alchimie in sein großes System der Ordnung eingefügt. Paracelsus ist immer ganz gewesen, auch in seinen Widersprüchen. Er lebte und litt in seiner Wissenschaft und mit den Menschen seines Jahrhunderts.

Er war nicht Zuschauer seiner Zeit; er war Mitkämpfer und Mitgestalter, und er war Deutscher. Auch hier war er ganz und gerade. Er war der erste Lehrer, der 1525 an einer Universität deutsch las. Er bekannte stolz: „Ich bin ein Philosophus nach der deutschen Art." Aber nicht nur deutsch war sein Bekenntnis, auch deutsch war der faustische Drang nach Wahrheit, der tiefe Durst nach der Erkenntnis der Welt, die Sehnsucht und der Drang nach dem Unendlichen und Ewigen und die Leidenschaft, mit der er zu den Tiefen des Seins vorstieß. Deutsch war sein Leben und sein Werk, deutsch war der vorwärtsstürmende Geist, der überall hinwanderte, um neue Erfahrungen zu sammeln, deutsch war seine kämpferische Haltung. Er war einer von denen, die stets im Sturm segeln und denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht ringen.

Die beherrschenden Kräfte seines fruchtbaren Schaffens waren die Ehrfurcht vor den ewigen Gesetzen des Lebens, die Liebe zur Natur und zum Menschen.

Wenn Paracelsus längst vergessen sein wird, so wird doch die Problematik, um die dieser einsame „Prediger des Daseins" ein reiches und sehnsuchtsvolles Leben gekämpft hat, bleiben; bleiben wird die Aufforderung zur Treue zum eigenen Wesen und die Erkenntnis von der Wahrhaftigkeit der Natur. Diese Erkenntnis aber spricht sich am klarsten in seinen Worten aus: „Alle Dinge sind in Ordnung gesetzt."

Friedrich Oesterle

WORTE VON PARACELSUS

Was ist das Glück anders, als Ordnung halten mit Wissenheit der Natur? Was ist das Unglück, als wider die Ordnung ein Eingang in die Natur? Wir haben unsere Ordnung in der Natur.

Hippokrates führt zwei Beispiele an, durch welche alle Disharmonie verstanden werden kann, nämlich: zuviel voll sein und zuviel leer sein; das ist, jetzt voll über die Natur, morgen leer über die Natur. Das taugt nichts. Denn man soll ein Maß halten in Zahl und Gewicht, daß die Leere ein Gleichgewicht habe mit der Fülle. Wenn eins aber das andere übertrifft, das ist wider die Natur; die Natur duldet es nicht. Denn wenn wir die Natur bedenken, wie sie in ihrem Wesen, so müssen alle Dinge in der Ordnung stehen, in der Zahl, im Gewicht, im Maß, im Zirkel usw. und nichts darüber hinaus, weder herüber noch hinüber. Wo das nit bedacht wird, da ist alles umsonst.

Selig und mehr denn selig ist der, der in rechtem Maß wandelt und bedarf nicht menschlicher erdichteter Hilfe, sondern wandelt im Weg, den Gott gegeben hat.

Ein Feldpostbrief

Man sollte nicht glauben, wie viel Freude manchmal ein Feldpostbrief bringen kann. Der graue Alltag wird zum Sonntag, wenn so ein Brief aus der Heimat hereingeflattert kommt, und ist er von lieber Kinderhand geschrieben, dann wird das Lesen zum Gottesdienst.

Meine Kleine schrieb mir neulich:

Lieber Vati! Zu Deinem Geburtstage meine herzlichen Glückwünsche. Gerne würde ich Dir etwas schicken, aber ich habe ja nichts, und das macht mich traurig. Beim Schreiben bimmelte das Kettchen mit dem Bilde meiner Mutti immer an den Federhalter, und da wußte ich nun, was ich dem guten Vati schicken kann. Auf der Rückseite habe ich draufgeschrieben „Gott schütze Dich!“

Gruß und Kuß Deine Liesl.

Ich bin den Kameraden dankbar, daß sie keine Fragen stellen, sie würden meine Erschütterung ja doch nicht begreifen, denn was da unbeholfen verpackt diesem reizenden Brieflein beilag, war der wertvollste Besitz meiner Kleinen, von dem sie sich selbst nachts in ihrem Bettlein nicht trennte. Und ich sehe im Geiste einen blonden Lockenkopf und zwei klarblaue Augen, die den köstlichen Schatz mit dem Bildnis ihrer verstorbenen Mutti an einem Kettchen immer noch einmal zärtlich betrachten, und einen roten Kindermund, der es immer wieder abküßt, bevor es zwei unbeholfene Händchen verpacken und vertrauensvoll der Feldpost übergeben.

Der liebe Leser weiß nun schon, was geschieht. Ich trage das Amulett meines Kindes auf der Brust, eine Kugel kommt geflogen und prallt daran ab oder wird in ihrer Wirkung geschwächt.

Diesmal irrt er!

Wohl trage ich es auf der Brust und vielleicht schützt es mich einmal durch Zufall, aber sein leises Schürfen bei jeder Bewegung sagt mir, daß die Liebe und das gläubige Vertrauen meines Kindes mit mir gehen und mich schützen, das unbedenklich sein größtes Opfer gebracht hat. Das macht mich froh und glücklich, aber auch bereit, mein größtes Opfer für mein Kind und damit für Deutschlands Zukunft zu bringen.

Günther



Die gläubigen Augen unserer Kinder begleiten uns auf allen Wegen und machen uns stark in allen Gefahren



Landschaft im Gewitter / von Rembrandt

Uns kann es nicht anders als erfreulich und tröstend sein, die Natur als ein großes, in sich geschlossenes und sich selbst tragendes Ganzes zu sehen, in dessen unendlichen Ring auch unser Dasein mit einer ewigen und wohltätigen Notwendigkeit mit eingefaßt ist, und in dessen unermeßlichem Umlauf unsere kleinen Kreise mitwandeln.

ERNST MORITZ ARNDT

Quellen:

„Erlebnis an der Grenze zweier Welten“ von Hans-Henning Festge aus einer noch unveröffentlichten Schrift des Verfassers; „Einst gab es ein deutsches Reich...“ von Werner Beumelburg aus „Dem Führer“, Worte deutscher Dichter, Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht, Heft 37; „Beethoven in Japan“ aus der Monatsschrift „Berlin-Rom-Tokio“, Heft 11/12, Jahrg. 4 (copyright by Berlin-Rom-Tokio, Steiniger Verlag Berlin); die Grettir-Saga aus „Die Insel Heldentum“ von Werner Jansen, Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch, Berlin; „Ebenbürtigkeit in der germanischen Ehe“ aus „Die Germanin“ von Dr. Margarete Schaper-Haeckel, Verlag C. V. Engelhard GmbH., Berlin; „Kämpfende Schöpfung“ aus dem Büchlein „Kämpfende Schöpfung“ von Hans Bartmann, Nordland Verlag, Berlin. — Gestaltung von Umschlag und Innentitel: Hans Klöcker. — Fotos: Gemäldegalerie Berlin; Jaeger & Goergen, München; „Volk und Reich“ Berlin; Staatliche Bildstelle (6); Deutscher Kunstverlag Berlin; Techno-Photographisches Archiv Potsdam (2); Foto Renger, Essen; Lichtbild-Werkstatt Rudolph Stickelmann, Bremen; Reichsdruckerei (2); Hermann Fischer, Braunschweig; Barbara Seidl-Bavaria

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43.